

**Schöner wohnen mit Alexander Tschäppät (SP)**

Nummer 29 – 19. Juli 2012 – 80. Jahrgang  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

Spezial  
6 Seiten  
Olympia



# DIE WELTWOCHNE



## Paradies in Not

Der Zustand der Weltmeere verschlimmert sich mit jedem Tag.

*Von James Hamilton-Paterson*

## «Good news» für Banken

Vier Gründe, warum der Schweizer Finanzplatz wieder hochkommt.

*Von Pierre Heumann*

## Schweizer wollen sparen

Exklusiv-Umfrage von Economiesuisse: Eine Mehrheit befürwortet  
Schuldenbremse bei den Sozialversicherungen. *Von Florian Schwab*



4 194407 004900

29

# Zur Lage der Nation.



Das definitive Schweiz-Heft.

Mit Hans Erni, Doris Leuthard,  
Adolf Muschg, Thomas Jordan,  
Michelle Hunziker, Gülsha Adilji,  
Thomas Maissen, René Beyer,  
Thomas Hürlimann, u.v.a.m.



Sommer-  
Doppelausgabe  
ab 26. Juli

Einzelhefte oder Probe-Abo: Telefon 043 444 57 01 oder [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

**DIE WELTWOCHEN**

## Intern

Am 27. Juli beginnen in London die Olympischen Sommerspiele. Ob zur Leichtathletik, zum Turnen, Boxen oder Bogenschiessen: Die Kommentatoren werden sich wieder überschlagen mit Superlativen wie «ein historischer Moment», «nie zuvor erreicht» oder «Geschichte geschrieben». Welche Leistungen



Los Angeles 1984: Zehnkampf-Star Rafer Johnson.

von olympischen Athleten tatsächlich schon erbracht worden sind – an den Spielen selbst und darüber hinaus –, recherchierten für uns zwei der erfahrensten Sportjournalisten des Landes: Peter Hartmann, 73, ehemaliger Spitzensportler im 800-Meter-Lauf, war schon bei den Spielen in Innsbruck 1964 hautnah dabei und berichtete für die damalige Zeitung *Sport* und seit 1979 für die *Weltwoche*. Rod Ackermann, 66, erlebte seine Olympia-Premiere 1972 in München und schrieb seither über sämtliche Sommerspiele für die *NZZ* und die *Basler Zeitung*. Für diese Ausgabe haben die beiden Profis ihre besten, eindrücklichsten und überraschendsten Geschichten aus der Olympia-Historie auf insgesamt sechs Seiten zusammengetragen. **Seite 12**

Kürzlich hiess es, Pimco, die Anlagegesellschaft mit dem grössten Portfolio an Staatsanleihen weltweit, kaufe keine Papiere des deutschen Staates mehr. Wirtschaftsredaktor Florian Schwab wollte mehr über die Hintergründe erfahren und fuhr nach München, wo er den Deutschland-Chef Andrew Bosomworth traf. Der freundliche Neuseeländer mit dem perfekten Hochdeutsch verriet beim Fototermin, dass er es vorziehe, in den Som-

merferien am nahen Bodensee zu bleiben. Falls die Euro-Krise eskaliere, wäre er, der Finanzkapitän, schlecht aufgehoben in einem Ferienhaus in Sardinien oder auf einem Landsitz in Neuseeland. **Seite 48**

Der Befund ist brisant: Redaktor Christoph Landolt fand heraus, das es in der Thurgauer Steuerverwaltung zum Normalfall gehört, wenn Väter ihre eigenen Söhne auf interessante Beamtenposten setzen. Alle von Landolt befragten Politiker fanden nichts Anstössiges daran. Sogar die als obrigkeitsskeptisch gerühmte Lokal-SVP zeigte sich befremdend unkritisch. Was ist mit der Ostschweiz los? Wo sind die als bodenständig und unabhängig geltenden Thurgauer geblieben? Zum Glück sprach Landolt während seiner Recherchen auch mit Nichtpolitikern. Sie fanden den Nepotismus im Thurgauer Steueramt genauso erstaunlich wie er. **Seite 28**

Seit Gaddafis Tod im letzten Oktober malen die Medien ein düsteres Bild von Libyen. Da ist die Rede vom Machtzuwachs der Islamisten, von Stammeskämpfen und der Gefahr, dass das Land zu einem zweiten Somalia werde. Nun hat Libyen eine friedliche Parlamentswahl abgehalten, die erste seit sechzig Jahren. Auch wenn Einsprachen und Nachzählungen die Bekanntgabe der endgültigen Resultate verzögern, lassen sich zwei Dinge sagen. Allen Unkenrufen zum Trotz war der Urnengang laut internationalen Beobachtern fair. Ausserdem haben die Islamisten eine blamable Niederlage erlitten. Die Libyer waren nicht bereit, ihre mit hohem Blutzoll erkämpfte Freiheit gleich wieder aufzugeben und sich von religiösen Eiferern bevormunden zu lassen – ein wahrer Sieg der Demokratie. **Seite 46**

*Ihre Weltwoche*

# Wann ist es Zeit, an morgen zu denken?

**LGT. Partner für Generationen.**  
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (*Assistentin*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

**Geschäftsführer:** Sandro Rügger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



Bis Besucher aus aller Welt die Schweiz entdecken können, will Jürg Schmid nicht ruhen.



## Unterstützt Ihre Bank Sie ebenso *unermüdlich* wie Jürg Schmid den Tourismus-Standort Schweiz?

Als Direktor von Schweiz Tourismus weiss Jürg Schmid, dass der Standort Schweiz viele einzigartige Vorteile mit sich bringt.

Dass die Schweizer Qualität und das Pflichtbewusstsein überall auf der Welt hohes Ansehen geniessen.

Aber auch, dass für eine erfolgreiche Positionierung im internationalen Wettbewerb eine zielgerichtete Marktbearbeitung unabdingbar ist.

Bei UBS sehen wir das genauso und unterstützen Schweiz Tourismus darum tatkräftig und mit Begeisterung.

Es ist dieselbe Art Engagement, mit der wir Sie in sämtlichen finanziellen Angelegenheiten umfassend und kompetent beraten.

Und bis wir Sie davon überzeugt haben, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150  
Jahre

*Wir werden nicht ruhen*



[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)

# Unmut

In der Schweiz wächst die Kritik. Nicht an deutschen Steuerfahndern, sondern an der eigenen Regierung. Gut so.

Von Roger Köppel

Der Einsatz der deutschen Behörden ist bewundernswert. Nordrhein-Westfalen hat schon wieder eine CD mit gestohlenen Schweizer Bankdaten gekauft, um mitleidlos gegen Leute vorzugehen, die ihre Steuern nicht ordnungsgemäss bezahlt haben. Die deutsche Gründlichkeit macht vor Landesgrenzen und ausländischen Rechtsordnungen nicht halt. Die Deutschen bulldozern sich den Weg frei, notfalls durch illegale Aktionen, in denen sich der Staat zum Hehler macht, indem er Diebesgut einkauft. Man mag es bedenklich finden: Nordrhein-Westfalen handelt im deutschen Interesse. Ohne Wenn und Aber.

Diese Einsicht, eine grimmige Form der Anerkennung, scheint sich neuerdings auch in der Schweiz durchzusetzen. Gross war der Volkszorn, als sich Nordrhein-Westfalen vor ein paar Jahren erstmals als Käufer illegal beschaffter Bankdaten betätigte. Man ereiferte sich hierzulande gegen Computerhacker und die als arrogant empfundene Selbstverständlichkeit, mit der deutsche Politiker im Fernsehen die Bankdaten-Hehlerei als nützliches Instrument gegen die Steuerflucht belobigten. Frisch war die Erinnerung an Ex-Minister Steinbrücks Kavallerie-Metapher und die Machosprüche seines Parteikollegen Müntefering, der den Alpenstaat mit Kanonenbooten auf Kurs bringen wollte. Die Schweiz bebte vor Unmut.

Wer sich heute herumhört, vernimmt fast nichts dergleichen mehr. Die obrigkeitliche deutsche Wirtschaftsspionage gegen Schweizer Banken wird stoisch hingenommen. Da und dort ein böser Online-Kommentar. Bei einem Abendessen vielleicht ein kleiner Seitenhieb gegen den hochverschuldeten, tragikomischen NRW-Finanzminister Borjans, der einst seinen eigenen Haushalt um ein paar Milliarden schönrechnete. Allerdings: Es ist nicht so, dass sich die Schweizer heute nicht mehr über die CD-Käufe ärgern würden. Im Gegenteil. Nur richtet sich der Zorn nicht gegen deutsche Politiker, sondern gegen den Schweizer Bundesrat in Bern.

Trotz Sommerferien haben wir es mit einem fundierten Unbehagen zu tun. Die Leute sind unzufrieden mit der Arbeit ihrer Regierung. Ich kann keine grossen Umfragen zitieren, es gibt keine wissenschaftlich belegten Daten, aber es gibt einen aus ungezählten Anekdoten



*Situatives Laubsägen und Herumrudern.*

und persönlichen Gesprächen bestätigten Gesamteindruck, wonach sich eine wachsende Zahl von Leuten, die sich früher aus Angst, politisch in die falsche Ecke gestellt zu werden, nicht negativ über die Regierung geäussert hätten, heute ansatzlos gegen den Bundesrat vom Leder ziehen.

Gerade im Steuerdossier fühlt man sich verschaukelt, hatte doch die Finanzministerin bis vor kurzem stets betont, dass Käufe von Daten-CDs dank dem neuen Steuerabkommen mit Deutschland ab sofort verboten seien. In den Parlamentsdebatten stellte sich vor ein paar Wochen einzig die SVP-Fraktion entschieden gegen diese bundesrätliche Auslegung des Deutschlandvertrags, die anderen Parteien lobten das ausgehandelte Abkommen in der irrigen Annahme, sie könnten der eigenen Regierung trauen. Auch für den aussenstehenden Skeptiker wirkt es allmählich befremdend, dass er seine schlimmsten Befürchtungen regelmässig bestätigt sieht: Die Schweiz lässt sich in Verhandlungen mit dem Ausland zu leicht über den Tisch ziehen.

Mit grossem vorausseilendem Misstrauen verfolgen wir daher auch die von Bundesrat Didier Burkhalter kürzlich nach Brüssel abgeschickten Vorschläge zu einem neuen EU-Musterabkommen, das die Gestalt aller bilateralen Verträge der Zukunft prototypisch prägen soll. Wie seit Anfang Jahr bekannt, will der charmante EU-Turbo aus Neuenburg, der zusammen mit Parteikollege Schneider-Ammann (FDP) im Bundeshaus die Verzahnung der Schweiz mit der EU vorantreibt, anhand des Energiedossiers europapolitische Pflöcke einschlagen, die selbst Parteigenossen beunruhigen.

Burkhalter öffnet die Schleusen in zweierlei Hinsicht. Erstens steht er der «Dynamisie-

rung» der bilateralen Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber, sondern sucht nach Wegen, diesen auf die Übernahme künftigen EU-Rechts durch die Schweiz hinauslaufenden Wunsch Brüssels so erträglich wie möglich zu gestalten. Dazu dient ihm, zweitens, die Installation einer neuen richterlichen Streit-schlichtungsbehörde, die im Konfliktfall entscheiden soll. Burkhalter will ein rein schweizerisches Gremium. Die EU pocht auf eigene Richter. Brüssel wird Burkhalters Vorschläge daher ablehnen in der vermutlich berechtigten Hoffnung, der Schweiz weitere Zugeständnisse abzurufen. Dem Vernehmen nach unterstützt der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse, unverständlich, die verfehlten Avancen des freisinnigen Aussenministers.

Mit Verlaub: Man glaubt es Burkhalter einfach nicht, wenn er als Ziel seiner Politik die Wahrung der schweizerischen Souveränität bezeichnet. Wäre dies seine Absicht, würde er nicht über Massnahmen zur erleichterten Übernahme von EU-Recht nachdenken, sondern Brüssel eine freundliche Absage erteilen des Inhalts: «Tut uns leid. Die Schweiz ist ein unabhängiger Staat. Wir können keinen Verträgen zustimmen, die von Brüssel nach Belieben einseitig abgeändert werden können. Das ist mit dem Prinzip der Volkssouveränität ebenso unverträglich wie Ihr Wunsch, die Schweiz möge sich einem Gremium auswärtiger Richter unterwerfen. Nichts für ungut. Mit freundlichen Grüßen, Didier Burkhalter, Bundesrat.»

Wenn die Regierung so weitermacht, wird es ihr schwerfallen, einen Verdacht zu entkräften, der sich wie eine ansteckende Krankheit verbreitet: Der Bundesrat hat die Fähigkeit verloren, eine kommunizierbare Strategie zur Verteidigung der Schweizer Interessen festzulegen. Möglicherweise war diese Fähigkeit früher nicht ausgeprägter vorhanden, heute allerdings wäre sie wirklich gefragt. Wenn man draussen eine Umfrage startete, ob die Leute glauben, ihre Regierung habe einen längerfristigen Plan zur Lösung der dringlichsten Probleme, wäre die Antwort meines Erachtens wohl überwiegend: Nein.

Alle Leute, mit denen ich spreche, haben das gleiche Gefühl: Sie sehen in Bern ein situatives Laubsägen und Herumrudern, keine raumgreifende Strategie, die überzeugt. Mit Sicherheit sind hier die Nachwirkungen der verkorksten letzten Bundesratswahlen spürbar. Die Schweiz humpelt auf dem rechten Bein, die Mitte ist zu dick, und die Linke hat mehr Einfluss als Wähleranteile. Das Gebilde steht schief in der Landschaft, und so fühlt sich auch die Politik an. Wenn es oben krankt, muss in der Schweiz der Druck von unten kommen. Traut man den Stimmungen, formiert sich an der Basis produktive Unzufriedenheit über Parteigrenzen hinweg. Gut so.



Mitgefangen: Meeresschildkröten. Seite 38



Glückspilz: Alexander Tschäppät. Seite 26



Im Aufwind: Hillary Clinton. Seite 44



Schlossherr: Marquis de Sade. Seite 52

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Schwindeleien um gestohlene Banken-CDs
- 9 **Im Auge** Raúl Castro, Mausoleum-Besucher
- 10 **Freizeit** Vom Reiz der Open-Air-Festivals
- 11 **Personenkontrolle** Gartenmann, Müller, Schneider-Amann, Rutz, Mohamed, Eisenhut
- 11 **Nachruf** Chris von Rohr über Musiker Jon Lord (1941–2012)
- 12 **Wenn der Welt der Atem stockt**  
Olympia-Geschichten bewegen die Nachwelt – auch wenn die meisten Rekorde längst gebrochen sind
- 14 **Marathon** Über den 42,195 Kilometer langen Leidensweg
- 18 **Die Deutschen** Zwangsabgaben für Reiche
- 18 **Wirtschaft** Vertrauen spielt eine zentrale Rolle
- 19 **Ausland** François Hollandes Lernkurve
- 20 **Mörgeli** An der Brechbühler Street No. 10
- 20 **Bodenmann** Deutschland kauft Steuerhinterzieher-CDs
- 21 **Medien** TV-Direktor Matter sonnt sich im Misserfolg
- 21 **Kostenkontrolle** 2,7 Millionen für «Abzocker» beim Bund
- 22 **Leserbriefe** / Darf man das?

## Hintergrund

### 24 «Good news» für Banken

Der Schweizer Finanzplatz hat Chancen

### 26 Schöner wohnen mit Alexander Tschäppät

Hat der Berner Stadtpräsident Druck ausgeübt auf die Bürgergemeinde, um ein begehrtes Wohnobjekt zu ergattern?

### 28 Wie der Vater, so die Söhne

Die Steuerverwaltung des Kantons Thurgau gleicht einem Familienbetrieb. Und niemanden scheint das zu stören

### 30 Sensation wider Willen

Schweizer und deutsche Klimaforscher haben nachgewiesen, dass sich die Erde in den letzten 2000 Jahren abgekühlt hat

### 32 Teure Schocktherapie

Was nützen die obligatorischen Fahrkurse für Neuliker?

### 33 Politik

 Der FDP-Vorstoss hat gute Chancen

### 34 Schweizer wollen sparen

Eine Befragung von Economiesuisse zeigt: Die Mehrheit will keine neuen Staatsschulden

### 37 Saläre

 Weniger Millionen für die Manager!

### 38 Paradies in Not

Der Zustand der Weltmeere verschlimmert sich mit jedem Tag. Die Menschen nehmen es hin

### 43 Essay

 Warum die Schweiz der EU beitreten soll

### 44 Obamas bester Trumpf

Aussenministerin Hillary Rodham Clinton erzielt höchste Sympathiewerte im Volk. Und schürt damit Spekulationen

### 46 Ohrfeige für die Bärtigen

Die Wahlniederlage der Islamisten in Libyen



«Für 502 Millionen Europäer stellen sich heikle Fragen»: Fondsmanager Bosomworth. Seite 48

## Interview

### 48 «Deutschland wird überschätzt»

Andrew Bosomworth, Managing Director beim Vermögensverwalter Pimco, über die Euro-Zone, die Schweizerische Nationalbank und den Wert von Staatsanleihen

## Stil & Kultur

### 50 Stil & Kultur Amy Winehouse, Sängerin (1983–2011)

### 52 Bestseller

### 52 Im Schloss des Sadisten

Streit um ein Kultur-Projekt des legendären Modezars Pierre Cardin

### 56 Himmlisches Vergnügen

Die Schweiz, das Land der Freilichtbühnen: Höhepunkte dieses Sommers

### 57 Jazz Alessandro d'Episcopo Trio

### 58 Top 10

### 58 Kino «Wuthering Heights»

### 59 Fernseh-Kritik «Club» auf SF 1

### 60 Namen Die Grimaldis und die Knies; das St. Moritzer Festival da Jazz

### 61 MvH Meine Erscheinung

### 61 Gesellschaft Heimliche Liebe

### 62 Die Besten Zeitgemäss reisen

### 63 Thiel Rachid Ghannouchi

### 63 Wein Müller-Thurgau 2011

### 65 Auto BMW 335i Luxury Line

### 66 Hochzeit Nicole Dill und Andreas Hartmann

## Autoren in dieser Ausgabe

### James Hamilton-Paterson



Der 71-jährige Romancier und Sachbuchautor ist Oxford-Absolvent und Mitglied der Royal Geographical Society in London. In dieser Ausgabe beschreibt der Vielgereisite, der einst ein Jahr auf einer einsamen Insel lebte, den alarmierenden Zustand der Weltmeere. Seite 38

### Christa Markwalder



Die FDP-Nationalrätin Christa Markwalder ist Präsidentin der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs). In ihrem Essay begründet die 36-jährige Bernerin, warum die Schweiz ihrer Meinung nach selbst angesichts der aktuellen Krise der EU beitreten sollte. Seite 43

CP  
CRESTA  
PALACE

*Sommerzeit*

BELEBENDE TAGE IM  
ENGADIN

Grosser SPA-, Pool-, Beauty- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 110.– pro Person  
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen  
Sommersaison bis 14. Oktober 2012

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren

*das Bergjuwel*



# Das bleibt nicht in der Familie

Der Tages-Anzeiger publiziert diesen Sommer jeden Samstag ein Gespräch mit zwei bekannten Persönlichkeiten aus derselben Familie.

**21. Juli 2012**

**Daniel Fueter und Mona Petri**

Daniel Fueter ist Komponist, Liedbegleiter und Professor. Seine Tochter Mona Petri ist Schauspielerin.

**28. Juli 2012**

**Christoph Blocher und Magdalena Martullo**

Christoph Blocher ist Alt-Bundesrat und Unternehmer. Seine Tochter Magdalena Martullo ist CEO der Ems-Chemie.

**4. August 2012**

**Rolf und Gregory Knie**

Rolf Knie ist Kunstmaler, Artist und Schauspieler. Sein Sohn Gregory Knie ist Unternehmer.

**11. August 2012**

**Annemarie Wildeisen und Florina Manz**

Annemarie Wildeisen ist Fernsehköchin und Kochbuchautorin. Ihre Tochter Florina Manz ist Chefköchin.

**18. August 2012**

**Melanie Molitor und Martina Hingis**

Melanie Molitor ist Tennislehrerin und ehemalige Tennisspielerin. Ihre Tochter Martina Hingis war Weltranglistenbeste im Tennis.

**Dranbleiben.**

**Tages-Anzeiger**

Sommerserie Generationengespräch.  
Jeden Samstag im Tages-Anzeiger.



# Der talentierte Mr Ambühl

Von Urs Paul Engeler — Gestohlene Banken-CDs: Trotz zweifelsfreier Fakten schwindeln Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf und Staatssekretär Michael Ambühl weiter.



«Phänomenal»: Eveline Widmer-Schlumpf, Michael Ambühl.

Der schlimmste Satz, der über den Schweizer Spitzendiplomaten und Staatssekretär Michael Ambühl zu lesen war, stand in der NZZ und stammt aus dem Mund von Dave Hartnett, Chef der britischen Fiskalbehörde und jenes Unterhändlerteams, das den Steuerpakt mit der Schweiz konzipierte. In einem Interview vom 18. Mai zeigte der Brite sich ausserordentlich zufrieden über das Abkommen, das vier bis sieben Milliarden Pfund (sechs bis elf Milliarden Franken) vom Alpenland in seine leere Kasse verschieben werde. Hartnett, der in den Verhandlungen mit den Abgesandten aus Bern offensichtlich alle seine Ziele erreichen konnte, wertet seinen Schweizer Gegenspieler in vernichtender Freundlichkeit: «Der Schweizer Delegationsleiter Michael Ambühl ist ein phänomenal talentierter Verhandler.» So lobt ein souveräner Sieger den gebrochenen Verlierer weg.

Menschlich geht diese kleine Gefälligkeit vielleicht in Ordnung. Politisch ist sie eine Katastrophe, weil sie hierzulande von jenen Kreisen, die das schlechte Abkommen begrüssen, für bare Münze genommen und dem Volk als Tatsache verkauft wird. Und so zwingt das falsche positive Bild, das Chefunterhändler Ambühl von sich und seinem Resultat zeichnen lässt, zur fortgesetzten Schwindelei, zum Beispiel über den Kauf von CDs mit gestohlenen Bankdaten.

Dazu sagte der Brite Hartnett in der NZZ vor genau zwei Monaten zwei Dinge klipp und klar. Erstens, dass die britische Regierung jederzeit solche Informationen kaufen werde: «Das Abkommen sagt nicht, dass wir nicht für Daten bezahlen dürfen.» Dass die Briten das dürfen und darum auch tun werden, musste allerdings jedermann klar sein, der das Abkommen auch gelesen hat. Innenpolitisch noch bedenklicher ist darum die zweite Aussage Hartnetts: «Aber wir sagten der Schweizer Regierung auch: Wenn jemand an unsere Tür klopft und uns eine CD anbietet, dann werden wir sie akzeptieren, da wir uns nicht aktiv darum bemüht haben.»

Damit erklärte er bereits im Mai, was das deutsche Finanzministerium am Montag noch schriftlich nachreichte: «Sollte den deutschen Behörden eine CD zum Erwerb angeboten werden, enthält das Abkommen kein Verbot, die Daten entgegenzunehmen. Auch die Zahlung von Geld für diese Daten ist nach dem Abkommen nicht verboten.»

Für den Schweizer Bürger ist entscheidend: Den Behörden in Bern war bereits seit der Unterzeichnung der Kontrakte bekannt, dass die Vertragspartner, die Briten wie die Deutschen, den Passus «nicht aktiv» so interpretieren, dass sie zwar keine Agenten aussenden,

»» Fortsetzung auf Seite 10

# Das Rezept



Raúl Castro, Mausoleum-Besucher.

Raúl Castro, Fidels jüngerer Bruder, war auf Staatsvisite in Moskau und ist der Schlange jener bisher 70 Millionen Ergriffenen gefolgt, die auf dem Roten Platz die Stufen des Mausoleums hinabgestiegen sind und im langsamen Trauerschritt an der Mumie des Genossen Lenin in ihrem gläsernen Schrein vorbeifiliierten. Der Revolutionär liegt dort mit seltsam natürlicher rosiger Gesichtshaut, wie bereit zu einem neuen, besseren Anfang, was jedoch ausgeschlossen scheint, weil ihm nach dem Tod das Gehirn entnommen und zu Tausenden Proben verwendet wurde, zwecks Entschlüsselung seines Genies. Er wird umsorgt von Wissenschaftlern, die zweimal pro Woche seinen Zustand überprüfen; ausserdem tauchen sie ihn alle ein bis zwei Jahre in ein Verjüngungsbad, und nach drei Jahren wird er, wie ein Kleinbürger, mit einem neuen Anzug und einer neuen Krawatte ausgestattet. Eine Mehrheit der Russen unter Putin wünscht ihm die Erlösung eines Begräbnisses, so wie Stalins Mumie schon 1961 in ein Ehrengrab an der Kremllmauer gesenkt wurde.

Sofort entstanden Gerüchte, Raúl Castro könnte Lenins Kadaver als Trophäe nach Havanna überführen, wo die Castro-Brüder ein riesiges Mahnmal für den *companero-comandante* Che Guevara errichten. Da Raúl, 81, sich drei Stunden in den geheimnisvollen Katakomben unter dem Mausoleum aufhielt und sich dort mit den Einbalsamierungs-Experten besprach, stellt sich auch die Frage: Sucht er das Rezept? Für sich selber und für den erschöpften Fidel, 85, eine Existenzform von Mystik und Biologie nach dem Abgang? Nicht eingeschlossen im Totenreich ihrer Pyramiden wie die ägyptischen Pharaonen, sondern im Schaufenster der immerwährenden Revolution. Doch Mumien leben gefährlich. Die Hülle von Evita Perón, der volkstümlichen Frau des argentinischen Caudillo Juan Domingo Perón, verschwand und kehrte erst nach 16-jähriger Irrfahrt ins Familiengrab zurück.

Vielleicht hat Raúl Castro in Moskau auch nur eine mildtätige Spende abgegeben. Das Lenin-Mausoleum braucht jährlich drei Millionen Rubel und erhält vom Staat keine Kopeke.

Peter Hartmann

jedoch alle angebotenen Kunden-CDs dankend und gegen Geld entgegennehmen werden. Im Wissen darum wurden diese Pakte geschlossen. Und im klaren Wissen darum wurden das Schweizer Parlament und das Schweizer Volk über Wochen hinweg systematisch getäuscht. In Tat und Wahrheit hat der talentierte Mr. Ambühl nicht nur schlecht verhandelt, sondern den Wisch, den er sich diktieren liess, noch schöngelogen.

Er könnte zu seiner Verteidigung höchstens ins Feld führen, dass die Mehrheit der beiden Räte sich habe täuschen lassen wollen. Das stimmt, denn die Mitte-Parteien, die das brisante Geschäft in fahrlässiger Rekordzeit durchgepeitscht haben, hätten die Abkommen auch blind abgesegnet. Dass die Mär vom Verbot des Kaufs gestohlener Daten jedoch auch vor der wahrscheinlichen Volksabstimmung über die Verträge noch verbreitet wird, ist unentschuldigbar.

Statt den Bürgern, die wohl im Spätherbst entscheiden müssen, endlich reinen Wein einzuschenken, wird weitergetrickst. Ambühl schickt in dieser ungemütlichen Lage an alle Fronten seinen Sprecher Mario Tuor vor. Als die *Weltwoche* bereits vor Monaten darlegte, warum die Steuerabkommen den Kauf gestohlener Banken-CDs weiterhin ermöglichen, intervenierte der Funktionär noch autoritär bis schnippisch und bezeichnete solche Artikel schlicht als «falsch»: Jeder «Kauf» sei bereits «aktiv» und widerspräche darum nicht nur dem Geist, sondern sogar dem Buchstaben des Vertrags.

Nachdem diese Position nicht mehr haltbar war, erklärte er weiter, es gehe nur «um unterschiedliche Interpretationen» des Wortes «aktiv». Um wenigstens diesen Schein zu wahren, bemühte das Staatssekretariat sich den ganzen Dienstag, mit Berlin eine gemeinsame Position zu vereinbaren. Die Antwort fiel freundlich, aber dünn aus: Das Bundesministerium könne die Käufe nicht unterbinden.

Nun ist der Staatssekretär für internationale Finanzfragen nur das unperfekte Werkzeug in der Hand von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP). Bis jetzt sagte sie (nachweislich falsch): «Wir haben im Abkommen festgehalten, dass aktiver Erwerb von Daten nicht mehr möglich ist. Das gilt ab Unterzeichnung des Abkommens. Darunter fällt auch der Kauf und die Bezahlung von Daten.» Nun erklärt die Wendige via «Tagesschau», man wolle solche Käufe «vermeiden», nur sei das in Deutschland trotz Unterzeichnung noch nicht durchsetzbar.

Eine Ausflucht mehr. Doch längst ist unerheblich, was die Bundesrätin noch sagt. Der Bürger weiss genug, über die Verträge und über Widmer-Schlumpf.

## Freizeit

# Im Bann der Zaubergurke

Von Urs Gehrig — Open-Air-Festivals sind Jahrmärkte des ewig Gleichen. Doch manchmal durchbricht Unerwartetes die Monotonie.

Das Festivalland Schweiz befindet sich im Open-Air-Rausch. Am Wochenende war der Berner Gurten dran. Und man kann sagen, dass es ein zur Stimmung dieses Sommers passender Gurten war, der da zu bieten hatte: Platzregen, kalte Zugluft und andere gute Gelegenheiten zur Grippe. Was dem Publikumsansturm nicht abträglich war. Denn die Magie des Freiluftmusikfestivals lebt vom Gefühl, eine Leistung zu empfangen, ohne eine Gegenleistung zu erbringen, vom ziellosen Flanieren durch den Geräuschpark, das das Leben leichter erscheinen lässt. Auf solchen Jahrmärkten des ewig Gleichen – Gitarren, Schlagzeug, Synthesizer – bestimmt der Zufall, was im Ohr hängenbleibt.

Wäre da nicht die singende Gurke! Sie liegt auf der kleinsten aller Gurten-Bühnen, tief unten im Tobel am Waldrand, und singt in die feuchte Nacht hinaus, so schrill und zauberhaft zerbrechlich, als ob sie uns mitteilen möchte: «Es gibt mehr Dinge zwischen Bühne und Schlammerde, als eure Hörgewohnheit sich erträumen lässt.»

In der Gurke stecken zwei unter Strom stehende Nadeln. Immerfort sticht ein bärtiger Hüne damit in ihren Körper. Je näher er die elektrischen Pole zueinander führt, umso höher saust der Ton. «I feel Gurk», singt eine kleine Japanerin dazu ins Mikrofon, in einer eigenwilligen Interpretation des James-Brown-

Klassikers. Er kommt aus Zürich, sie aus Sapporo. Zusammen sind sie Tim & Puma Mimi und klingen anmutiger als der ganze Soundsalat auf dem Restgurten, in Nyon und Frauenfeld.

Nichts ist (ganz) neu unter dem Himmel. Bereits 1967 veröffentlichten die Beach Boys ein Lied mit dem Titel «Vegetables». Anders als Tim & Puma Mimi heute spielten sie das Gemüse *unplugged*, indem sie es laut kauten und so Perkussionsgeräusche erzeugten. Unter Mitwirkung von Paul McCartney übrigens, der die Strandbuben kautüchtig unterstützte.

Mit allerlei Gegenständen aus dem Agrarsektor wurde seither experimentiert, eher konzeptlos allerdings, bis 1998 das Wiener Gemüseorchester Systematik die Bio-Musik brachte. Unter Berücksichtigung der gesamten Gemüseabteilung fertigt das 15-köpfige Ensemble seine Instrumente an – von Karottenflöten über Kürbisposaunen, Paprikatröten bis zur Lauchgeige.

Doch wer nur von Gemüse etwas versteht, der versteht auch davon nichts. Als Feinschmecker der Nahrungskette gebensich Tim & Puma Mimi (Bild) keineswegs mit einer Salatgurke zufrieden. Selbst eine Pizza haben sie schon zum Singen gebracht. Und Glace. Und Tiramisu. Grundsätzlich eigne sich jedes Lebensmittel als Instrument, bei kleinen Exemplaren lasse sich aber kein weites Tonspektrum erzielen, erklärt Tim. «Size matters», weiss Puma Mimi.

Längst ist das Klangfieber der beiden auf ihre eigenen Körper übergesprungen. An den Füßen verkabelt, spielt Tim auf Puma Mimi und bringt das Kunststück fertig, tanzbare Elektrokompositionen zu kreieren.

Nichts jedoch klingt schöner als die Gurke. Selbst nach Dutzenden von Nadelstichen schickt sie noch einen sanften Schauer ins Rückenmark, als hätte die Flügelspitze des Glücks es gestreift. Empfindlicheren Ohren ist es allerdings, als hörten sie zwischen der schaurig schönen Musik noch eine heimliche, die den Nachthimmel gespenstisch füllt: das Seufzen der genötigten Kreatur. Darf man das? Mit Nahrung spielen, während Millionen auf der Welt hungern? «Doch, doch», meinen die Künstler. Das malträtierte Klanggemüse werde ja nicht achtlos entsorgt. Nachdem ihr Gesang durch Mark und Bein gesurrt ist, schliesst sich der Lebenskreis der Klanggurke: Sie wandert – wie von der Natur vorgesehen – in den Magen, gehäckselt und gemixt, als vitaminstrotzender Saft oder kräftige Suppe.

Nächste Konzerte von Tim & Puma Mimi: 11.8., La Vache Qui Vole, Martigny. 28.8., Kaufleuten, Zürich.



Nichts klingt schöner als die Gurke.

## Personenkontrolle

### Gartenmann, Müller, Schneider-Ammann, Rutz, Mohamed, Eisenhut

Die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) ist erst Ende Juni, eine Woche zu spät, zur Sammlung von Unterschriften unter das Referendum gegen die Steuerabkommen gestartet. Man habe sich auf falsche Publikationsdaten der Bundeskanzlei verlassen, erklärt Auns-Geschäftsführer **Werner Gartenmann**, der darum noch keinen Zwischenstand vermelden kann. Dafür wachse die Unterstützung. Obwohl die SVP-Leitung sich gegen das Referendum ausgesprochen hat, haben neben der Jungen SVP auch die Kantonssektionen von Basel-Stadt und Schwyz sich dem Komitee angeschlossen;



*Eine Woche zu spät:* Auns-Politiker Gartenmann.

weitere könnten folgen. Sukkurs kommt auch von weit ausserhalb der SVP: Nicht nur die Jungsozialisten (Juso) sammeln in Eigenregie Signaturen, am andern Ende des Spektrums haben die Jungfreisinnigen des Kantons Zürich «als erste liberale Partei diskussionslos mit 93 Prozent» beschlossen, den Kampf gegen «die Knebelverträge» zu unterstützen. Um den unterschiedlichen politischen Richtungen zu genügen, sind auf der Website der Bundeskanzlei ([www.admin.ch/ch/d/pore/ref/r\\_3183.de.pdf](http://www.admin.ch/ch/d/pore/ref/r_3183.de.pdf)) drei verschiedene Referendumsbögen abrufbar: jener der Auns, der der Jungen SVP und jener des Juso-«Aktionskomitees Stopp Steuerdeal». (*upe*)

Avenir Suisse, gegründet als Think-Tank der Schweizer Wirtschaft, wildert beim Staat. Zu diesem Schluss muss man kommen, wenn man die neuen Vizedirektoren unter die Lupe nimmt, welche die Denkfabrik in einer Medienmitteilung vorstellt: **Andreas Müller** war zwei Jahre lang persönlicher Mitarbeiter von Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** (FDP) und bereits zuvor seit geraumer Zeit beim Staat angestellt, zuerst als Gymnasiallehrer in Freiburg, dann als Kommunikationsberater für die Bundesräte **Pascal Couchepin** (FDP) und **Didier Burkhalter**. Er blickt zwar



*Wildert beim Staat:* Avenir Suisse.

auf eine erfolgreiche Karriere in der FDP zurück, hat aber keine Erfahrungen in der Privatwirtschaft. Auch die zweite Akquisition, **Samuel Rutz**, kennt die Wirtschaft nur aus Sicht der Bundesverwaltung: Er war bei der eher wirtschaftsfeindlichen Wettbewerbskommission (Weko) als Leiter des Kompetenzzentrums Ökonomie tätig. Gelobt werden vor allem seine Fähigkeiten als Statistiker beim Durchrechnen ökonomischer Modelle. (*fsc*)

«Dead oder alive», hiess es im Wilden Westen über den Fahndungsfotos von Verbrechern. Seither hat sich die Zivilisation glücklicherweise weiterentwickelt – mitunter allerdings so weit, dass die Fotos von gesuchten Tätern nur noch verpixelt in der Zeitung erscheinen, wie es der *Tages-Anzeiger* diesen Montag sowohl in der Print- wie auch in der Online-Ausgabe mit **Shivan Mohamed** gemacht hat, dem 21-jährigen Iraker, der mutmasslich letztes Wochenende vor dem Zürcher Klub «Kaufleuten» mit zehn Messerstichen einen 23-Jährigen tötete und dessen Bruder schwer verletzte. «Die Polizei sucht Zeugen, die Angaben zum Aufenthaltsort von Shivan M. machen können», schrieb der *Tagi* zum grossflächig verpixelten Bild, auf dem mit einiger Mühe ein junger Mann mit Kiefer, Nase, Ohren und kurzen Haaren zu erkennen war. Was hat sich die Zeitung bei diesem politisch überkorrekten Fahndungsaufruf gedacht? Offenbar wenig, denn Co-Chefredaktor **Markus Eisenhut** gibt auf Anfrage unumwunden zu: «Es war ein Fehler.» Wenn jetzt das immer noch verpixelte Bild auf der Online-Ausgabe ausgewechselt wird, kann der Verdächtige vielleicht tatsächlich mit Hilfe des *Tagi* gefasst werden. (*aku*)



*«Ein Fehler»:* Mohamed im *Tages-Anzeiger*.

## Nachruf



*Magier und Gentleman:* Musiker Lord.

**Jon Lord (1941–2012)** — Meine erste Begegnung mit Jon Lord hatte ich 1968, als ich das erste Album, «Shades of Deep Purple», auflegte. Nie zuvor hörte ich einen solch powerfullen Klang. Er kam von der Gitarre von Ritchie Blackmore – und einem 200 Kilo schweren Möbelstück, genannt Hammondorgel. Der Magier dahinter war Jon Lord. Der Mann holte dieses Instrument quasi im Alleingang aus der Dunkelheit in die Rockmusik.

Geboren 1941 in Leicester, Mittelengland, studierte er zuerst klassische Musik und begann Anfang sechziger Jahre, mit Jazz- und Blues-Bands in Londoner Klubs zu spielen. Er verehrte den Jazz-Organisten Jimmy Smith und den Rock-'n'-Roll-Piano-Pionier Jerry Lee Lewis. Sein typisch angezerrter Sound, den man auf den Deep Purple-Schlüsselsongs «Smoke on the Water» oder «Highway Star» hört, kommt aus einer C3- oder B3-Hammond, die *full power* durch einen sich drehenden Leslie-Lautsprecher in einer grossen Holzbox gejagt wird. Heute kann man diesen Klang nahezu digital imitieren – damals holten sich diverse Tastendruiden und Roadies Rückenschäden beim Schleppen dieser Teile.

Epochal war sein in der Royal Albert Hall aufgeführtes Werk «Concerto for Group and Orchestra», die wohl erste Fusion von Klassik und Hardrock. Jon war ein aussergewöhnlicher, intelligenter und witziger Gentleman. Vor allem aber war er ein immer neugieriger Vollblutmusiker, der von Klassik über Jazz bis zum Rock hin alles aufzog und zu seinem ureigenen, packenden Stil verarbeitete. Jon Lord ist am Montag in London verstorben. *Chris von Rohr*

# Wenn der Welt der Atem stockt

Von Peter Hartmann und Rod Ackermann — Ob Hitlers Schutzengel, ein enttäuschter Springreiter-Champion aus der Schweiz oder ein indianischer Zehnkämpfer: Die Olympia-Geschichte ist reich an Helden und Opfern. Sie bewegen die Nachwelt, auch wenn die meisten ihrer Rekorde längst gebrochen sind.



Verdammt schnell: Sprinter Hary, Rom, 1960.

Die Welt hält am 5. August um 22.50 Uhr Londoner Zeit neun Komma plus Sekunden lang den Atem an. Milliarden Augen heften sich an die fliegenden Füße Usain Bolts und seiner Gegner – der Olympia-Höhepunkt von 2012.

Noch bleibt ein wenig Zeit zum Nachdenken über die Faszination der Spiele. Über ihre Helden und Opfer. Über den «weissen Bolt» Armin Hary, der so schnell war, dass er bei der Siegerehrung schon eine neue Schuhmarke trug. Über den Marathonfluch und den letzten Sieger Samuel Wanjiru, der sich vom Balkon in den Tod stürzte. Den Zehnkämpfer Rafer Johnson, der den Mörder Robert Kennedys überwältigte. Den goldenen Reiter, der Stauffenbergs Attentat auf Hitler scheitern liess. Und über Herrn Wägli aus Gümligen, den unglaublichen Holzbein-Eyser und das Dream Team aus den USA.

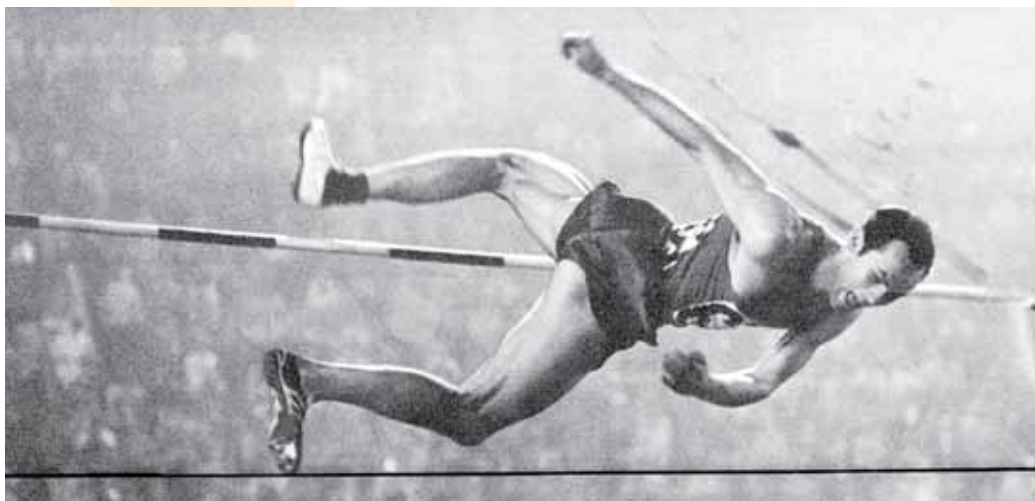
**Der weisse Bolt** — Armin Hary war ein verdammt schneller Mann. Ein blonder, bleichhäutiger Bolt, seiner Zeit voraus. Der Schnellste auch im Markenwechseln. Den 100-Meter-Final am 1. September 1960 in Rom gewann der 23-jährige Deutsche, übrigens als erster Nicht-Amerikaner seit 1932, in Puma-Spikes – das Siegereitertreppchen aber bestieg er bereits in Adidas-Schlappen, zum Ärger der beiden verfeindeten Fabrikanten-Brüder Adi (Adidas) und Armin (Puma) Dassler, die ihm die damals offiziell verbotenen Prämien vorenthielten. Er wollte offensichtlich doppelt kassieren. Hary nahm angeblich 10 Mark Gage pro Laufmeter, einen Tausender für 100 Meter; Bolt bekommt heute das Fünfhundertfache. Hary war schon zwei Jahre zuvor in Friedrichshafen als erster Mensch 10,0 Sekunden gelaufen, die Nachmessung der Bahn ergab einen Zentimeter Gefälle zuviel, der Weltrekord galt nicht. Hary, gelernter Mechaniker aus einfachsten Verhältnissen, verbummelte ein Stipendienjahr an der University of California in Los Angeles. 1960 meldete er sich zurück. Im Zürcher Letzigrund sprintete er am 21. Juni handgestoppte 10,0 Sekunden, doch das Schiedsgericht ahndete nachträglich einen Fehlstart. In Wahrheit verfügte Hary über ein phänomenales, wissenschaftlich getestetes Reaktionsvermögen. Er erhielt eine Wiederholung zugestanden und lief 50 Minuten später erneut 10,0. Ein Autounfall beendete seine Karriere frühzeitig; als Immobilienmakler wurde er 1981 wegen Betrugs zu Lasten eines Erzbischofs zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Heute ist der längst Geläuterte für eine Jugendstiftung tätig. (ph)

**Vom Seitenspringer zum Musical-Autor** — Waleri Brumel, der «Gagarin des Hochsprungs», war das Pendant zum sowjetischen Kosmonauten; Sieger 1964 in Tokio, ein Ikarus während des Kalten Krieges und der Kuba-Krise, der sich 2,28 Meter von der Erde abfederte auf seinem Weltrekordflug 1963 in Moskau beim Länderkampf gegen die USA vor 100 000 Zuschauern im strömenden Regen.

Die Götter bestrafte ihn, als er auf dem Soziussitz seiner Geliebten Tamara Golikowo, einer Motorradmeisterin, auf nächtlicher Strasse schwer verunglückte und sein rechtes Bein, das Schwung-, nicht das Sprungbein, völlig zerrümmerte wurde und danach auch seine Ehe zerbrach. Die Amputation drohte, aber nach 37 Operationen und einer neuerlichen Fraktur nahm Brumel wieder Anlauf und histete sich, sechs Jahre später, über 2,06 Meter. Inzwischen hatte sich die Technik radikal verändert, vom Bauchwölzer zum Rückwärtssprung. Brumel begann Romane und Theaterstücke mit autobiografischen Anklängen zu schreiben, ein Musical lief in Swerdlowsk während fünf Spielzeiten. Er starb 2003 mit 60 Jahren. (ph)

**Der Goldschatz** — Halina Konopacka (1900–1989) war 1928 in Amsterdam als Diskuswerferin die erste Olympiasiegerin in der Leichtathletik überhaupt. Die polnische Nationalhymne, die «Dabrowski-Mazurka», musste lange gesucht werden, bevor der langbeinigen Konopacka, die auch als schönste Frau der Spiele bezeichnet wurde, ihre Goldmedaille ausgehändigt wurde. Sie war eine Alleskönnerin. Alles was sie anfasste, beherrschte sie sofort. Den Diskus warf sie fast auf Anhieb auf Weltrekordweite. Sie war Eiskunstläuferin, Reiterin, fuhr Autorennen und spielte, wie alle in ihrer Familie, hervorragend Tennis, machte einen Doktor in Sprachen und Literatur, leitete eine Zeitschrift und schrieb Gedichte. Nach dem Olympiasieg heiratete sie Ignacy Matuszewski, Polens Vertreter im Internationalen Olympischen Komitee, zehn Jahre älter und brillant wie sie: Architekt und Philosoph, Diplomat, Politiker, Schriftsteller.

Mit dem Überfall und Einmarsch der deutschen Wehrmacht am 1. September 1939 endet das grossbürgerliche Leben des Paares. Matuszewski, damals Leiter des polnischen Geheimdienstes, flüchtet mit Konopacka nach Rumänien. An der Grenze treffen sie den Präsidenten der polnischen Zentralbank, Adam Koc, der die Evakuierung des Staatsschatzes vor dem



«Gagarin des Hochsprungs»: der Russe Brumel, Tokio, 1964.

Zugriff der Deutschen mit Lastwagen und Bussen organisiert. Ein Dutzend Fahrzeuge sind in Warschau steckengeblieben. Matuszewski und Konopacka fahren zurück in die Hauptstadt, Konopacka setzt sich selbst ans Steuer eines Lasters. Sie erreichen mit der Goldladung rumänischen Boden und dann Constanza am Schwarzen Meer.

schatz landet schliesslich in London bei der polnischen Exilregierung Sikorski.

Matuszewski und Konopacka können in die Freiheit nach Portugal und in die Vereinigten Staaten ausreisen. Aber es ist kein Happy End: Ihre kleine Tochter Ewa, die in Warschau bei den Grosseltern geblieben ist, wird von den Deutschen zur Vergeltung ermordet. Gegen



**Sieg ohne Publikum:** Schweizer Springreiter Gemuseus, Paris, 1924.

Über Matuszewskis Kopf schwebt bereits das Todesurteil der Deutschen. Deutsche Schiffe kontrollieren den Hafen, aber es gelingt Matuszewski und Konopacka, eine Mannschaft von Matrosen und einen englischen Kapitän zu rekrutieren und das Gold auf ein gechartertes Schiff zu verladen, das Konstantinopel anläuft. Dort täuschen sie die Deutschen erneut, die versehentlich ein griechisches Boot angreifen, während das Schiff mit dem Gold im Hafen verankert bleibt. Der Schatz wird in einen Güterzug nach Beirut umgeladen und von dort auf drei Frachtern nach Marseille verschifft.

Matuszewski und Konopacka schmuggeln das polnische Vermögen weiter nach Paris und von dort nach Madrid, werden verhaftet, aber durch die Intervention des amerikanischen Präsidenten Roosevelt freigelassen. Der Gold-

Matuszewski wird in den USA wegen Unterschlagung ermittelt, die Anklage jedoch fallen gelassen, und er stirbt 1946 in New York. Konopacka heiratet nach drei Jahren wieder, zieht später nach Daytona Beach in Florida und beginnt unter dem Pseudonym Helen George eine Karriere als Malerin. Sie haucht am 28. Januar 1989 ihr langes Leben aus. Die Urne mit ihrer Asche ruht, nach einer letzten Reise, in der Heimat, auf dem Brodnowski-Friedhof in Warschau. (ph)

**Der Enttäuschte** — Zwar gewann der Schweizer Alphonse Gemuseus mit seinem Pferd Lucette – aus Irland importiert von der Schweizer Armee für eine Handvoll Pfund – 1924 in Paris Gold im Einzel- sowie Silber im Mannschaftsspringen, aber die Enttäuschung über die Umstände sollte sein ganzes Leben lang anhalten. «Es war kaum Publikum da, es gab keine Siegerehrung, einfach nichts», erinnerte sich anfangs der siebziger Jahre der zierliche, dem Basler Daig entstammende Kavalier, der erfolgreich als Wirtschaftsanwalt praktizierte. (ack)

**Nobelpreis statt Gold** — Philip Noel-Baker (1889–1982) verpasste 1920 in Antwerpen die Goldmedaille im 1500-Meter-Lauf um eine halbe Sekunde. Sieger wurde sein britischer Landsmann Albert Hill. Dafür wurde der Sohn einer Quäkerfamilie, der während des Ersten Weltkriegs als Krankenpfleger an der Front freiwilligen Einsatz leistete, nach einer langen Karriere als Abgeordneter, Minister, Diplomat, Schriftsteller und Pazifist 1959 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. 1952 leitete er die britische Olympiadelegation in London. (ph)

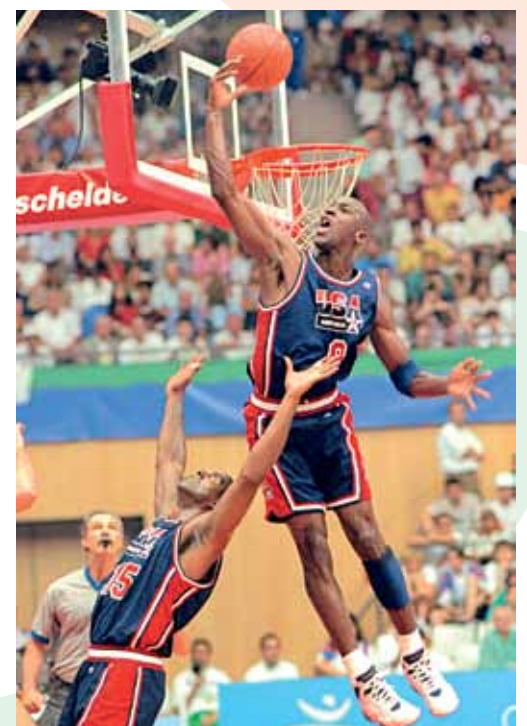


**Alleskönnerin:** die Polin Konopacka, 1928.

**Dream-Team mit «Air Jordan»** — Zum ersten Mal in der olympischen Geschichte stand 1992 nicht die Leichtathletik im Mittelpunkt der Spiele. Vier Jahre nach dem Dopingkandal um den Sprinter Ben Johnson hatte die Welt Lust auf Neues – und dafür hielten die USA die beste Antwort parat. Sie vereinigten die grössten Stars der National Basketball Association NBA zum sogenannten Dream Team und schickten sie nach Barcelona. Plangemäss zogen Michael Jordan, Magic Johnson, Larry Bird & Co. dort die grosse Show ab, gewannen locker Olympiagold und dazu riesig Sympathien fürs Sternenbanner.

Nicht ganz so glorreich ist die Fortsetzung der Geschichte. Verstört durch die Ermordung seines Vaters, wechselte Michael Jordan, der «fliegende Bulle aus Chicago», 1994 in eine Unterliga des Baseballs, kehrte danach zurück zum Basketball und gewann weitere drei NBA-Meistertitel, ehe seine einmalige Karriere, überschattet durch den Spielteufel, ein eher klägliches Ende fand. Inzwischen ist «Air Jordan» Besitzer der Charlotte Bobcats, die in der vergangenen Saison mit 9 Siegen und 57 Niederlagen den Liga-Minusrekord aufstellten.

Auch Magic Johnson wurde Klubeigentümer, zuerst bei seinem einstigen Klub, den Los Angeles Lakers, und später im Baseball bei den Los Angeles Dodgers. 1991 als bekennender HIV-Positiver im Kreuzfeuer der Kritik, hat er sich als Vorkämpfer des Safe Sex profiliert. Sein Kumpel und Rivale Larry Bird – Gegenbeweis des «White Men Can't Jump» – blieb gleichfalls dem Basketball erhalten und amtierte bis vor kurzem als Sportchef der Indiana Pacers. (ack) >>>



**Locker zu Gold:** Jordan, Barcelona, 1992.

## «Ich glaubte, mein Körper verbrennt»

Eine Helden- und Schelmengeschichte über den 42,195 Kilometer langen olympischen Leidensweg. *Von Peter Hartmann*



**Barfuss zum Weltrekord:** äthiopischer Marathonläufer Bikila, Rom, 1960.

Samuel Kamau Wanjiru war 2008 in Peking der jüngste Olympiasieger im Marathonlauf, noch keine 22. Aber er wird nie mehr laufen. Wie er am 15. Mai letzten Jahres zu Tode kam, ist nicht geklärt. Für die kenianische Polizei war es Selbstmord. Wanjiru stürzte alkoholisiert vom Balkon seines Hauses in Nyahururu, nachdem ihn seine Ehefrau Triza Njeri mit einer Sängerin im Bett erwischt und die beiden im Schlafzimmer eingeschlossen hatte. Eifersuchtsdrama? Panikattacke? Mord?

Wanjirus sinistres Ende ist das letzte Kapitel einer Geschichte von tragischen und übermenschlichen Schicksalen, von echten und falschen Helden. Die Legende vom Ursprung des Marathonlaufs weckt Zweifel. Der Bote Pheidippides überbrachte im Jahre 490 v. Chr. die Nachricht vom Sieg der Athener über die Perser in der Schlacht von Marathon ins vierzig Kilometer entfernte Athen und brach tot zusammen. Der Geschichtsschreiber und Zeitzeuge Herodot berichtet hingegen, Pheidippides sei von Athen nach Sparta gelaufen, um Hilfe im Krieg gegen Persien zu suchen.

Der erste Marathon-Olympiasieger war 1896 in Athen der Grieche Spyridon Louis, der unterwegs zur Stärkung in einer Taverne ein Glas Wein trank. Seine Goldmedaille

wurde im April dieses Jahres von seinen Nachfahren bei Christie's in London für 541 250 Pfund versteigert. Der Franzose Michel Théato, der Sieger von Paris 1900, war in Wirklichkeit Luxemburger. Seine Gegner führten jahrelange Gerichtsprozesse, weil er von den Streckenposten auf eine Abkürzung gewiesen worden sei. 1904 in St Louis stellte sich heraus, dass der Sieger Fred Lorz zehn Kilometer in einem Begleitauto zurückgelegt hatte; er wurde disqualifiziert.

### Sieg nach Blinddarmoperation

Das Drama aller Dramen spielte sich 1908 in London ab, als der Italiener Dorando Pietri für die letzte Stadionrunde neun Minuten benötigte, fünfmal zusammenbrach, von Helfern über die Ziellinie geschleppt und als Sieger disqualifiziert wurde. Laut Protokoll des Arztes Dr. Michael Bulger schwebte Pietri, unter Einfluss des aufputschenden Gifts Strychnin, in Lebensgefahr. Vierzig Jahre später tauchte Pietri in London wieder auf, als Ehrenstarter des Olympiamarathons 1948 – ein Hochstapler, enttarnt als der Barmann Pietro Palleschi aus Birmingham. Der echte Dorando Pietri war bereits 1943 gestorben. Seine Via Dolorosa erlebte diesmal der Belgier Etienne Gailly, der im Stadion mehrmals hinfiel und nur noch die Bronzemedaille behielt.

Die Schreckensbilder wiederholten sich, als die Frauen 1984 erstmals den Marathon liefen:

Die 39-jährige Auslandschweizerin Gaby Andersen-Schiess aus Sun Valley, USA, hatte den letzten Wasserposten verpasst und torkelte im Delirium, völlig dehydriert, ins Coliseum von Los Angeles. «Ich war nie bewusstlos», erzählte sie. «Aber ich hatte das Gefühl, mein Körper würde verbrennen.» Der einzige Tote blieb bislang der Portugiese Francisco Lázaro, der 1912 in Stockholm kollabierte. Sein Leben verlor auch Boughera El Ouafi, der Marathonsieger von 1928, allerdings erst 1951, als ihn algerische Freiheitskämpfer in Paris erschossen, weil er sich geweigert hatte, als Café-Besitzer Unterstützungsgelder zu zahlen.

Am Geld scheiterte Paavo Nurmis letztes Ziel, der Marathonsieg 1932 in Los Angeles. Der Finne, der insgesamt schon acht Goldmedaillen gewonnen hatte, wurde am Vorabend des Rennens wegen Verletzung des Amateurstatuts lebenslanglich aus den Stadien verbannt. In Los Angeles siegte der Feuerwehrmann Juan Carlos Zabala aus Argentinien, der zuvor noch nie einen Marathon gelaufen war. Wie 1952 auf Anhieb auch der Tschechoslowake Emil Zatopek, genannt die «Lokomotive», der nach dem Scheitern des Prager Frühlings 1968 als Müllmann in ein Uranbergwerk versenkt wurde. Und 1956 der bereits 35-jährige Franzose Alain Mimoun, der als Soldat beinahe ein Bein verloren hätte.

1960 stieg Abebe Bikila, ein Leibgardist des äthiopischen Kaisers, im letzten Moment als Ersatzmann erstmals in ein Flugzeug. Der Unbekannte fand in Rom auf den Wühlhischen der Schuhfirmen keine passende Nummer und lief als barfüssiger Überraschungssieger über das Kopfsteinpflaster der Via Appia Antica. Vier Jahre später in Tokio siegte er erneut – diesmal in Schuhen, nur sechzehn Tage nach einer Blinddarmoperation. Bikila fuhr während einer Studentenrevolte in den Strassengraben und blieb querschnittgelähmt. Sein Landsmann Mamo Wolde, der Sieger von 1968, wurde nach dem Kaisersturz für sieben Jahre ins Gefängnis geworfen und starb an den Folgen der Haft.

Als Irrläufer stahl 1972 in München der Student Norbert Südhäus dem Sieger Frank Shorter im Stadion die Show. Marathonläufer leben gefährlich. In Athen, dort, wo der antike Meldeläufer den Heldentod gestorben war, attackierte 2004 ein Verwirrter, der irische Pater Neil Horan, fünf Kilometer vor dem Ziel den führenden Brasilianer Vanderlei de Lima und riss ihn zu Boden. Lima verlor seinen Schritt und fiel auf Platz drei zurück. Es siegte als Profiteur der Italiener Stefano Baldini, der, ein seltsamer Fingerzeig der Gerechtigkeit, aus dem gleichen Flecken der Emilia stammt wie Dorando Pietri, der Unglücklichste der Unglücklichen.

**Der stärkste Mann** — Rulon Gardner, glückliche 41, eines von neun Kindern eines mormonischen Farmers, beendete am 27. September 2000 in Sydney die Herrschaft des russischen «Generals» Alexander Karelin (drei Olympiasiege) im Superschwergewicht der griechisch-römischen Ringer. Der neue stärkste Mann der Erde brach zwei Jahre später mit seinem Motorschlitten durch die Eisdecke eines Sees und verlor einige Zehen, weil sie erfroren. Er nahm, erfolglos, noch an den Spielen von 2004 teil. Dann stürzte er am Steuer eines Kleinflugzeugs in den sieben Grad kalten Lake Powell, erreichte aber nach einer Stunde schwimmend das Ufer. Seither hält er Motivationsvorträge. (ph)



**Motivator:** Ringer Gardner, Sydney, 2000.

um die Rückführung des Sarges in heimische Gefilde. Wie es indianischem Brauch entspricht. (ack)

**Pionierin des Frauensports** — Manches war neu an den Spielen 1932 im damals noch fernen Los Angeles, Kalifornien. Erstmals nächtigten die Teilnehmer in einem eigens errichteten Dorf (die Teilnehmerinnen hingegen im Hotel), erstmals kamen Siegerpodeste zur Anwendung, und erstmals mussten sich die Offiziellen ausschliesslich mit alkoholfreien Getränken zuprosten – die Prohibition wurde erst Ende 1932 aufgehoben. Das Allerneueste indes war, dass ausgerechnet eine Frau die Herzen des Publikums eroberte: die Texanerin Mildred Didrikson. Mit Goldmedaillen im Hürdensprint und im Speerwerfen sowie Silber im Hochsprung stahl die 21-jährige Tochter norwegischer Immigranten den Männern die olympische Show. Gleichzeitig kündigte sie ihre Ambitionen für grössere – und wenn möglich gutbezahlte – Taten an.

Denn Didrikson, bald nur noch unter ihrem Spitznamen «Babe» bekannt, war gesegnet nicht nur mit Talent zum sportlichen Wettkampf (neben der Leichtathletik auch im Basketball, Baseball und Softball, im Tauchsport und Rollschuhlaufen und Bowling und so weiter). Zu Hause war sie ausserdem in der Musik (sie nahm Platten auf als Sängerin und Mundharmonika-Virtuosin) sowie in der Mode (sie schneiderte praktisch alle ihre Outfits). Bei alledem verstand sich die 170 cm grosse Modellathletin bestens auf die uramerikanische Kunst, sich zu verkaufen. Dabei beschönigte sie gerne das eine oder andere Detail aus ihrer Biografie. So behauptete sie, dass der Kosename Babe vom Vergleich mit der Baseball-Ikone Babe Ruth herrühre, weil sie als Schülerin einmal fünf Home-Runs nacheinander geschlagen habe.

Allemaal auf ihre Wirkung in der Öffentlichkeit bedacht, rief sie als Frau in den dreissiger Jahren mitunter harsche Kritik hervor. «Es wäre viel besser, wenn sie und ihresgleichen zu

Hause blieben, sich schön machten und aufs Klingeln des Telefons warteten», zürnte das auflagenstarke Boulevardblatt *New York World-Telegram*. Andere Beobachter sahen klarer: «In ihr sieht man wie nie zuvor im Sport den makellosen Schnitt muskulöser Harmonie, die komplette Koordination des Mentalen mit der Physis», begeisterte sich der legendäre amerikanische Sportjournalist Grantland Rice.

Zu jenem Zeitpunkt hatte «Babe» Didrikson, inzwischen verheiratet mit dem Catcher George Zaharias, eine Golfkarriere angefangen. Eine Generation vor den 68er-Feministinnen nahm sie es auf den Courts mit männlichen Konkurrenten auf, gehörte 1950 zu den Gründungsmitgliedern der «Ladies Professional Golf Association» und hatte 47 Profi-Turniere gewonnen, als sie mit 45 Jahren einem Krebsleiden zum Opfer fiel. Die (amerikanische) Nachwelt feierte sie als Pionierin des



«Babe»: Didrikson, Los Angeles, 1932.

Frauensports. Hollywood verfilmte ihre Lebensgeschichte bereits 1977, und zur Jahrtausendwende wurde «Babe» Didrikson-Zaharias von der Associated Press zur «Besten Athletin des 20. Jahrhunderts» erkoren. (ack)

**Christian Wägli aus Gümligen** — Den grossen, schlanken Untermieter im Parterre unseres Blocks in der Berner Sulgenau bestaunten wir Buben achtungsvoll aus der Distanz. Denn es handelte sich nicht um irgendeinen beliebigen Zimmerherrn, sondern um einen gewissen «Ch. Wägli», wie das handgeschriebene Kärtchen am Briefkasten besagte. Also um niemand Geringeren als den Mann, der in jenem Sommer 1960 bei der Feier zur Eröffnung der Olympischen Spiele von Rom als Fahnenträger der Schweiz einmarschiert war. Der einige Tage darauf im 800-Meter-Final zur Begeisterung der ganzen Nation eineinhalb Runden lang das Feld angeführt hatte, ehe die Konkurrenz ihn erbarmungslos stehen liess. Christian Wägli, Svizzera, Rang fünf in handgestoppten 1:48,1 Minuten. Will heissen: acht Zehntelsekunden langsamer als



**Baseball, Alkohol:** Thorpe, Stockholm, 1912.

die persönliche Bestzeit, die er kurz davor in Köln erzielt hatte. Atemlos verfolgten wir Sportbegeisterten das olympische Rennen im Wohnzimmer der einzigen Familie des Quartiers, die bereits einen Fernsehapparat besass. Bewunderten Wäglis langen, raumgreifenden Schritt und beklagten sein verhängnisvolles Manko an Endschnelligkeit. Stolz auf ihn waren wir trotz allem, schliesslich war er unser Nachbar. Seine Römer Bilanz rundete Wägli, damals 25-jährig, als Mitglied der Schweizer 4x400-Meter-Staffel mit einem sechsten Rang ab, beendete hierauf jedoch seine sportliche Karriere, um sich dem Beruf zu widmen. Obwohl er ganz normal im Finanzwesen der Ovomaltine-Fabrik Wander AG arbeitete, blieb er für uns eine unnahbare Heldenfigur. Keiner der *Giele* brachte den Mut auf, um ein Autogramm zu bitten. Bestenfalls liessen wir es mit einem schüchternen «Grüessech, Herr Wägli» bewenden. Er grüsst scheu zurück.

Pflichtschuldiger erinnerte man sich im vorletzten Sommer der Spiele von Rom und ihres 50. Jahrestages, doch war die Rede fast ausschliesslich von der zur «schwarzen Gazelle» verklärten Sprinterin Wilma Rudolph, vom barfüssigen äthiopischen Marathonsieger Abebe Bikila sowie vom aufstrebenden jungen Boxer Cassius Marcellus Clay Jr., der später als Muhammad Ali die Welt verzaubern sollte. Christian Wägli liess man ausser Acht. Nicht, dass ihn das gross gekümmert hätte: Der mehrfache nationale Meister, «Schweizer Sportler des Jahres 1958», war Zeit seines Lebens ein Muster an Diskretion. Er ging als 60-Jähriger in Pension, lebt in Gümligen bei Bern und hält sich mit regelmässigem Training fit. Als treues Mitglied



Perfekt gebaut: Zehnkämpfer Johnson, Rom, 1960.



Stolz: Ostermeyer (M.), London, 1948.

des Schweizer Arbeiter-Turn- und Sportverbandes (Satus) pflegt er weiterhin den Kontakt zu seinem früheren Hobby. Die Leichtathletik verfolgt der grosse schlanke Herr, den kaum jemand mehr kennt, einmal jährlich: als Zuschauer beim Zürcher «Weltklasse»-Meeting. (ack)

**Der König der Könige** — Bis zum heutigen Tag erregt der mächtige Mann Aufsehen. So etwa in der für seine Taille schier zu engen Kursmaschine, die ihn jüngst von den Olympic Trials der US-Leichtathleten in Eugene (Oregon) heimbrachte nach Südkalifornien. 77 Jahre trägt der einstige Zehnkämpfer Rafer Johnson auf den breiten Schultern, und sollten die Besten seiner Disziplin wahrhaftig Könige der Leichtathletik sein, so wäre er unumstritten der «King of Kings». Im olympischen Rampenlicht erschien er erstmals 1956 in Melbourne als Gewinner des Zehnkampf-Silbers: Vorspiel zum Olympiasieg vier Jahre später in Rom. Den unvermeidlichen Sirengesängen Hollywoods erlag der perfekt gebaute Athlet mit dem einnehmenden Wesen erst mit Verzögerung. Dabei hinkte die Fiktion der Realität hinterher: 1968 bei der Überwältigung des Robert-Kennedy-Mörders Sirhan Sirhan als Kampagnen-Volontär in vorderster Front dabei, gab Johnson in einem James-Bond-Thriller den Sicherheitsagenten erst 1989. Besser gefallen hatte ihm seine Rolle bei den Spielen von Los Angeles 1984, wo er das olympische Feuer entzündete. (ack)

**Hitlers Schutzengel** — Heinz Brandt, ein 29-jähriger Oberleutnant, ritt 1936 sein Pferd Alchimist für Deutschland und gewann zusammen mit Kurt Hasse auf Tora und Marten von Barnekow auf Nordland die Goldmedaille im Mannschaftsspringen. Auf schicksalhafte Weise war Brandt später nichtsahnend in zwei Attentate auf Adolf Hitler verwickelt und verhinderte durch sinistre Zufälle den Tyrannenmord. Während des Zweiten Weltkrieges gehörte Brandt als Generalstabsoffizier zu

Hitlers engerer Entourage und begleitete den Führer am 13. März 1943 auf einem Inspektionsflug nach Smolensk. Die Offiziere Fabian von Schlabrendorff und Henning von Tresckow baten Brandt, eine als Geschenk getarnte Cognacflasche, die eine Bombe enthielt, in die Condor-Maschine Hitlers mitzunehmen. Im vereisten Frachtraum versagte jedoch der Zündmechanismus. Auf Brandt, den unfreiwilligen Helfer, fiel kein Verdacht, er wurde im Gegenteil zum Oberst befördert.

Am 20. Juli 1944 stand Brandt im Führerbunker an der Wolfsschanze in Ostpreussen unmittelbar neben Hitler am massiven Eichentisch mit den militärischen Lagekarten. Mit dem Fuss schob er die Aktenmappe mit der Bombe, die der Widerstandskämpfer Claus Schenk Graf von Stauffenberg dort deponiert hatte, achtlos beiseite, hinter ein Tischbein, weil sie ihn störte. Hitler überlebte die Explosion mit einigen leichten Schrammen, sein Schutzengel Brandt hingegen starb einen Tag später im Lazarett von Rastenburg, wo ihn Hitler noch besuchte und zum Generalmajor beförderte. Stauffenberg und seine Mitverschwörer wurden standrechtlich hingerichtet. Ohne Brandts fatalen Stiefeltritt wären Geschichte und Grenzen Europas vielleicht anders verlaufen, Millionen von Menschen verschont geblieben und aus Konzentrationslagern befreit worden. (ph)

**Die Klavierspielerin** — Unübersehbar war Micheline Ostermeyer in jeder Hinsicht. Ihre Zeitgenossinnen mit stolzen 1,80 m überragend, spielte sie konzertreif Klavier und leistete Ausserordentliches im Sport. Ihres jüdischen Ursprungs wegen zur Flucht nach Tunesien gezwungen, entdeckte die Grossnichte von Victor Hugo ihr athletisches Talent und gewann 1948 in London Diskus- und Kugel-Gold sowie Hochsprung-Bronze. Wichtiger war ihr indes die Musik. Bis ins hohe Alter gab die Französin Rezitals mit Werken von Brahms, Debussy und Rachmaninow. (ack)

**Der vergessene Weltrekord** — Joseph Imbach (1894–1964) war das leichtfüssigste Talent, das die Schweiz je gesehen hat. Er gewann serienweise Radrennen, spielte als Stürmer mit Kickers Luzern Fussball in der Serie A, war der beste Läufer auf allen Strecken von 100 bis 1500 Meter und brach an den Olympischen Spielen 1924 im Stade de Colombes in Paris fast beiläufig den Weltrekord über 400 Meter: 48,0 Sekunden im Zwischenlauf. Am Finaltag ass er ein verdorbenes Omelett, erbrach sich vor dem Start, stolperte auf der letzten Geraden, fiel längelang hin und rappelte sich als Letzter über die Ziellinie. Sieger wurde der angehende Pastor Eric Liddell, ein Schotte, mit neuem Weltrekord von 47,6 Sekunden; er feierte 1982 im Oscar-gekrönten Film «Chariots of Fire» Auferstehung. Imbach war bereits dreissig,



galt als trainingsfaul und brachte sich jeweils mit einer Diät von Äpfeln, Nüssen und Milch in Form. Den Ruhm brachten andere aus Paris zurück: Der Arzt Paul Martin gewann Silber über 800 Meter, Willi Schärer über 1500 Meter. Doch Imbachs vergessener Weltrekord überdauerte immerhin 27 Jahre als Schweizer Bestmarke. (ph)

**Goldene Geste** — Vénuste Niyongabo, ein Tutsi aus Burundi, war ein Weltklasseläufer ohne Titel bis zu den Spielen 1996. In Atlanta verzichtete der 23-Jährige zugunsten seines Freundes und Trainers Dieudonné Kwizéra auf seinen Startplatz über 1500 Meter, wechselte auf die 5000 Meter und gewann überraschend in seinem erst dritten Rennen auf dieser Distanz die Goldmedaille. Zwei Achil-

Schlamm Schlacht und Steinwurf massen: ein Spektakel ganz nach dem Gusto der Epoche sowie des amtierenden US-Präsidenten und notorischen Hauddegens Teddy Roosevelt.

Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet ein Kunstturner europäischer Abstammung aus den im amerikanischen Herzland gekürten Olympiasiegern herausragen sollte: der in Kiel geborene Georg Ludwig Friedrich Julius Eyser. Als Teenager mit seinen Eltern ausgewandert ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten, hatte sich der junge George in St. Louis dem Concordia-Turnverein angeschlossen, einem der vaterländischen Klubs für heimwehkranken Immigranten. Gönnerhaft sah man dort über ein augenfälliges Handicap hinweg: die hölzerne Beinprothese, die Eyser seit einem Unfall mit einer Strassenbahn trug.



**Fast ertrunken:** Äquatorialguineaner Moussambani, Sydney, 2000.

leslehnoperationen stoppten seine Karriere. Niyongabo kehrte nicht in seine vom Bürgerkrieg zerrissene Heimat zurück und heiratete eine Italienerin. (ph)

**Holzbein-Eyser** — Seit je hat sich St. Louis mit stolzem Selbstverständnis als «Pforte zum Westen» bezeichnet. Just dies aber war anno 1904 mit ein Grund, weshalb die Europäer den dort durchgeführten Spielen grösstenteils fernblieben. In der Alten Welt hielt man die Stadt am Missouri nämlich für einen gefährlichen Aussenposten in Schussweite des Wilden Westens. So nahm denn gerade einmal eine Hundertschaft – bei insgesamt 681 Teilnehmern – das nicht eben billige Wagnis einer Atlantiküberquerung samt darauffolgender viertägiger Zugfahrt auf sich.

Einmal angekommen, rieben sich die tapferen Amateure die Augen. Die als «Olympic Games» plakatierten Wettbewerbe waren ins Rahmenprogramm der Weltausstellung im Zeichen des Erwerbs von Louisiana 1804 verbannt worden. Dafür gab es sogenannte «Anthropology Days», wo sich – Achtung, Originalton – «kostümierte Angehörige unzivilisierter Stämme» in Disziplinen wie

Seinem turnerischen Ehrgeiz tat die Behinderung indes keinerlei Abbruch. Als die Olympischen Spiele ins Haus standen, war der kleingewachsene Blonde mit dem energischen Gesichtsausdruck und den muskelbepackten Armen bereit zur Tat. Schade nur, dass «Holzbein-Eyser» in den putzigen Filmchen, die von den dritten olympischen Spielen der Neuzeit – den ersten auf nichteuropäischem Boden – überliefert sind, unsichtbar bleibt. Dabei war er dank drei Gold-, zwei Silber- und drei Bronzemedallien einer der erfolgreichsten Teilnehmer überhaupt. Er gewann die Einzelwettkämpfe am Barren, im Tauhängeln und im Pferdsprung, eroberte Silber im Einzelmehrkampf und im Seitpferd und schliesslich Bronze am Reck. Einzig im Mannschaftsmehrkampf mussten der Kraftbolzen und seine Kameraden vom Concordia-Turnverein mit dem vierten Platz vorliebnehmen.

Die Spur des wackeren Jüngers von Turnvater Jahn, des Gründers der Deutschen Turnbewegung im 19. Jahrhundert, verliert sich danach im Dunkel der Geschichte, nicht anders als die Erinnerung an die seltsamen, die lächerlichen Spiele von St. Louis. Selbst an der «Pforte zum Westen» erinnern sich historisch Interes-

sierte nur ungen an den Anlass, der als Schandfleck der olympischen Geschichte gilt. (ack)

**Eric der Aal** — Eric Moussambani, 34, genannt «Eric der Aal», aus der Bananenrepublik Äquatorialguinea, wäre 2000 im Olympiabassin von Sydney vor 17 000 Augenzeugen beinahe ertrunken, ehe er nach 1:52,72 Minuten als Vorlaufsieger über 100 Meter Crawl ohne Gegner (die waren wegen Fehlstarts ausgeschieden) doch noch den rettenden Rand erreichte und die Weltmedien eroberte. Acht Monate lang hatte er in einem Hotel-Planschbecken in der Hauptstadt Malabo schwimmen gelernt. Inzwischen hat das Land das höchste Pro-Kopf-Einkommen Afrikas und Eric der Aal einen Job in der Ölindustrie. In London wird er als Coach des Schwimmteams erwartet. (ph)

**Im leeren Stadion von Havanna** — Obwohl er wusste, dass sein olympischer Traum abermals platzen würde, trainierte er wie ein Verrückter. Es war im Herbst 1987 im gähnend leeren Nationalstadion von Havanna, Fidel Castros Kuba boykottierte nach den Spielen von 1984 auch die bevorstehenden in Seoul, doch der Hochspringer Javier Sotomayor, just 20-jährig, schien genau zu wissen, dass seine Stunde irgendwann dennoch schlagen würde. Der grosse Moment kam 1992 in Barcelona, wo der 1,95-Meter-Mann mit dem Silberblick und dem einzigartigen Anlauf endlich Olympiagold gewann. Den Weltrekord hatte «Soto» schon vier Jahre vorher aufgestellt, und als er ihn 1993 auf 2,45 m verbesserte, bewies er sich und der Welt ein für alle Mal, dass er der Allerbeste war.

Höher ist seither kein Mensch mehr gesprungen, und wäre der olympische Final 2000 in Sydney nicht durch Wind und Wetter beeinträchtigt gewesen, hätte es Sotomayor womöglich nochmals zum Sieg gereicht. So aber gab es nur Silber für «Soto» im Hochsprung-Lotto – und obendrein die Nachsicht der dankbaren Nation für Anklagen wegen Dopings sowie Kokains. (ack)

Olympische Sommerspiele in London: 27.7. – 12.8.



**Der Höchste:** Kubaner Sotomayor.

## Reich geboren

Von Henryk M. Broder — Jetzt sollen die «Vermögenden» zur Kasse gebeten werden.



In der Bundesrepublik wird derzeit über eine Zwangsanleihe diskutiert, eine Abgabe, die von «Vermögenden» erhoben werden soll. Das Deutsche Institut für Wirtschafts-

forschung, das grösste und älteste seiner Art, hält eine zehnpromtente Abgabe auf Vermögen über 250 000 Euro für angemessen.

Doch wie definiert man «Vermögen»? Aktien? Bargeld? Immobilien? Nehmen wir an, es wäre ein Mix aus diesen Anlagen. Dann würde ein Ehepaar, das in einem kleinen Eigenheim wohnt und 50 000 Euro Ersparnes hat, mit 25 000 Euro zur Kasse gebeten werden. Einmal oder, je nach Finanzlage, vielleicht auch öfter.

Noch aufregender als dieser Vorschlag zur Rettung der Staatsfinanzen sind die Motive jener, die sich für eine Zwangsanleihe starkmachen. Claus Matecki zum Beispiel, einer der Spitzenfunktionäre im Deutschen Gewerkschaftsbund, ist der Überzeugung, Vermögen hätten nichts mit Eigenleistung zu tun. «Reich wird man in der Regel geboren. Die Vermögenden können diese höhere Steuerlast ohne Schwierigkeiten schultern.»

Die Erklärung für diese Erklärung findet man in der Vita von Claus Matecki. 1949 in Wanne-Eickel geboren, hat er Pädagogik studiert, eine Weile als technischer Zeichner gearbeitet, um danach in die gewerkschaftliche Bildungsarbeit einzusteigen. Nach der Wende half er, gewerkschaftliche Strukturen in den neuen Bundesländern aufzubauen; er wurde Erster Bevollmächtigter und Kassierer der IG Metall Verwaltungsstelle Magdeburg, später Mitglied im Vorstand der IG Metall, wo er «den Funktionsbereich Koordination der Vorstandsaufgaben und die Leitung des Büros des Ersten Vorsitzenden übernahm». 2006 wurde er in den Geschäftsführenden Bundesvorstand des DGB gewählt.

Matecki war sein Leben lang Funktionär. Er stand weder am Fliessband, noch musste er sich auf dem freien Markt behaupten. Alles, was er riskierte, war, bei der Zuwahl in ein höheres Amt beim DGB übersehen zu werden.

Verständlich, dass jemand mit einer solchen Biografie es denen heimzahlen will, die «reich geboren» wurden und nun in Bielefeld und Rosenheim wilde Partys feiern. Wenn man so etwas nicht verbieten kann, dann soll es wenigstens besteuert werden.

## Zurück zu den alten Werten

Von Kurt Schiltknecht — Vertrauen spielt in der Wirtschaft eine zentrale Rolle. Dieser Aspekt wird in den aktuellen Diskussionen vernachlässigt.

Wenn früher ein Bauer seine Kuh verkaufte, wurde der Handel mit einem Handschlag besiegelt. Der Käufer hatte Vertrauen, dass ein Handschlag eine ausreichende Garantie für ein sauberes Geschäft war. Dieses Vorgehen war günstig und effizient. Trotzdem wurde in der modernen Industriegesellschaft vor allem auf gesetzliche Regulierungen und weniger auf vertrauensbildende Massnahmen gesetzt. Dies machte die Geschäftsabwicklung immer teurer. Ob durch das Regulierungsnetz die Missbräuche im erhofften Ausmass reduziert werden konnten, steht auf einem anderen Blatt.

Obwohl Vertrauen in vielen Bereichen immer mehr durch Regulierung ersetzt wird, spielt es in der Wirtschaft nach wie vor eine grosse Rolle. So hängen viele der für ein nachhaltiges Wirtschaftswachstum zentralen Entscheidungen vom Vertrauen der Leute in die künftige Wirtschafts- und Geldpolitik ab. Wenn beispielsweise das Vertrauen in die Wertbeständigkeit einer Währung schwindet, fliessen die Ersparnisse in andere Währungen. Abwertung und Zinserhöhungen sind die Folge. Wenn die Bürger das Vertrauen in die Steuerpolitik verlieren und davon ausgehen müssen, dass immer grössere Teile ihres Einkommens und Vermögens wegbesteuert werden, beeinflusst dies das Verhalten. Warum soll man eine kostspielige und langwierige Ausbildung auf sich nehmen, wenn der Staat die daraus resultierenden Einkommensvorteile wegbesteuert? Bei schlechten Steuerausichten macht es auch für Unternehmer Sinn, die Aktivitäten in Länder mit vorteilhafteren Rahmenbedingungen zu verlagern.

### Fehlentwicklungen korrigieren

Die Erkenntnis, dass Vertrauen in eine stabile Wirtschaftspolitik eine unabdingbare Voraussetzung für nachhaltiges Wachstum ist, scheint immer mehr in Vergessenheit zu geraten. Diesen Eindruck erweckten zumindest die europäische und amerikanische Wirtschafts- und Geldpolitik. Statt vertrauensbildende Massnahmen zu ergreifen, versuchen die Regierungen noch immer mit einer übermässigen Geldschwemme und anhaltend hohen Staatsausgaben und -defiziten das Wirtschaftswachstum wieder in Gang zu setzen. Ein durchschlagender Erfolg blieb aus.

Die Wirkungslosigkeit der geld- und fiskalpolitischen Rundumschläge überrascht nicht. Die Wirtschaft weiss, dass weder mit einer übermässigen Ausweitung der Geldmenge noch mit ausufernden Staatsaktivitäten ein nachhaltiges Wachstum erzielt werden kann. Fast jedem im Wirtschaftsleben Stehenden ist klar, dass über kurz oder lang das mit Brachialgewalt in die Wirtschaft gepumpte Geld wieder abgeschöpft und die Staatsausgaben gekürzt werden müssen.

Auch Diskussionen über eine Fiskalunion im Euro-Raum schaffen kein Vertrauen in eine wachstumsfördernde Steuerpolitik. Zu viele Regierungen in den Euro-Ländern sehen die Wurzel der heutigen Wirtschaftsprobleme nicht zuletzt in einer ungleichen Einkommens- und Vermögensverteilung und wollen mit einer Verschärfung der Steuerprogression die Wirtschaft auf Vordermann bringen. Wenig bringen auch Diskussionen über den Euro. Dass eine

Einheitswährung für einen so heterogenen Wirtschaftsraum nicht funktionieren kann, ist inzwischen fast allen klageworden. Nur noch weltfremde Optimisten glauben, die unterschiedlichen Strukturen mit einer Fiskalunion ausgleichen zu können.

Statt andauernd über diffuse Zukunftsprojekte zu diskutieren, müssten die Regierungen ihren

Bürgern reinen Wein einschenken. Es müsste klargemacht werden, dass ein nachhaltiges Wachstum im Euro-Raum und in den USA nur möglich ist, wenn vorgängig die Fehlentwicklungen der vergangenen Jahre korrigiert werden.

Für zahlreiche Länder bedeutet das erst einmal eine Rezession, höhere Arbeitslosigkeit, Lohnsenkungen sowie eine drastische Reduktion von Staatsausgaben, Regulierungen und Bürokratie. Gleichzeitig muss das internationale Bankensystem saniert werden, da sonst die Geldversorgung nicht auf das für ein nachhaltiges Wachstum erforderliche Niveau zurückgeführt werden kann.

Vor allem sollten wirtschaftspolitische Rahmenbedingungen geschaffen werden, die der Wirtschaft die für künftiges Wachstum notwendigen Freiräume zurückgeben. Nur so kann das für ein nachhaltiges Wachstum unabdingbare Vertrauen der Wirtschaft in die Wirtschaftspolitik und die Zukunft unserer Gesellschaft geschaffen werden.



# François Hollandes Lernkurve

Von Hansrudolf Kamer — Frankreichs Präsident ist schnell in der Realität angekommen. Er hat seine Familie in den Senkel gestellt und Peugeot zur Raison gerufen. Alles wie gehabt.



Am Nationalfeiertag – dem Quatorze Juillet – war François Hollande kaum etwas anzumerken. Frankreichs «normaler» Präsident zelebrierte die Grösse der Nation wie ehemals. Nur Kenner bemerkten

die feinen Unterschiede und Hollandes Bemühungen, sich partout von seinem Vorgänger zu distanzieren: etwas weniger ausländische Gäste, etwas mehr Frankreich.

Auch die Première Dame, Valérie Trierweiler, hielt sich im Hintergrund. Der Familienzwist im Hause Hollande durfte das Fest nicht trüben. Sie hatte nach der Wahl ihres jetzigen Partners zum Präsidenten noch selbstbewusst angekündigt, sie wolle nicht nur Dekoration sein.

Nun ist sie nicht einmal das, sondern eine Belastung. Da war Frau Bruni-Sarkozy ein anderes Kaliber. Die *compagne*, wie eine Lebensgefährtin auf Französisch heisst, sitzt zusammen mit ihrem Präsidenten im Glashaus. Das Privatleben des Bürgermonarchen interessiert – mehr als die Politik, die ohnehin kaum jemand versteht.

Hollande wollte nach dem Glanz und Gloria von Sarkozy zurück zu einer Normalität, die es schon lange nicht mehr gibt. Wenn die gegenwärtige Lebenspartnerin gerne eine grosse Rolle spielt – sie ist Journalistin – und zu diesem Zweck der früheren in die Parade fährt, dann mag das in normalen französischen Patchwork-Familien auch vorkommen. Doch so normal wollte Hollande auch wieder nicht sein.

## Die Konfrontation ist unausweichlich

Was sich Trierweiler von der Unterstützung des Gegenkandidaten von Ségolène Royal, der Mutter von Hollandes vier Kindern, erwartet hatte, weiss nur sie selber. Es war der älteste Sohn, der den Präsidenten der Republik dazu aufrief, ein Machtwort im Frauenstreit zu sprechen. Das Staatsoberhaupt tat es so würdevoll wie möglich am Nationalfeiertag. Er habe alle seine Nächsten gebeten, nun Ruhe zu bewahren. Sie hätten es ihm versprochen.

*Pourvu que ça dure.* Hollande hätte andere Sorgen. Zu den Massenentlassungen bei Peugeot Citroën, dem klaffenden Loch im Staatshaushalt, den Strukturschwächen der Wirtschaft, der drückenden Schuldenlast, dem

Null-Wachstum ist ihm und seiner Regierung bisher nichts Überzeugenderes eingefallen, als alles dem Vorgänger in die Schuhe zu schieben. Das ist der Reflex jeder neuen Regierung, die sich von illusionären Wahlversprechen lösen muss.

Seit dem Desaster der ersten zwei Jahre unter dem letzten Sozialisten im Elysée, François Mitterrand, sind drei Jahrzehnte vergangen. Auch Mitterrand versuchte sich mit staatlichen Ankurbelungsprogrammen. Und er hatte noch nicht das Anschauungsmaterial, das Staat und Wirtschaft seit 2008 in reichem Ausmass geliefert haben.

Wenn es auch für Frankreich eine Lehre aus der Krise gibt, dann diese, dass sich Wachstum, das sich auf wachsende Staatsverschuldung stützt, nicht aufrechterhalten lässt. Die zurzeit aktuelle These der Schuldenmacher, dass Austerität gefährlich sei und Wachstum her müsse, hilft nicht weiter. Staatlich gemanagte Nachfragestimulierung führt nicht aus der Sackgasse. Und auch die Rückkehr zum Status quo ante ist nicht praktikabel – er hat schliesslich in die Krise geführt.

Hollande tritt in Mitterrands Fusstapfen. Steuererhöhungen für Reiche und Unternehmen besänftigen die Volkswut. Das ist politisch verständlich, doch sollten sie so kalibriert sein, dass es nicht zu Kapitalflucht kommt.

Auch wird Hollande so die Staatsfinanzen nicht sanieren und um Reformen nicht herumkommen. Der Konfrontation mit seinen Wählern kann er nicht ausweichen.

Frankreich hat mit staatlichem Antrieb zwar seine Wirtschaft modernisiert, dann aber die Globalisierung verschlafen. Der Staat krankt nicht an zu wenig Einnahmen, sondern die Wirtschaft ist zu wenig wettbewerbsfähig. Ganze Erwerbszweige sind verschwunden, abgewandert oder bankrottgegangen. Bei der stolzen Autoindustrie liegt einiges im Argen.

Hollande hatte auf die Ankündigung von Peugeot Citroën, das Werk in Aulnay bei Paris stillzulegen und landesweit 8000 Stellen zu streichen, mit der Bemerkung reagiert, das sei inakzeptabel. Man kann dem CGT-Gewerkschaftler beipflichten, der erklärte, Hollandes Intervention sei ungenügend.

## Mitterrand zeigte, wie's geht

Der Präsident müsste sich zu neuen Ideen durchringen. Doch sind ihm die Hände gebunden: Das Geld fehlt, und die Brüsseler Kommission wie auch die anderen EU-Staaten wachen darüber, dass alles regelkonform zugeht.

Er könnte sich an Mitterrand orientieren. Dieser hatte schnell gelernt und im März 1983 den «tournant de la rigueur», die grosse Wende, angekündigt. Der Franc wurde abgewertet, Sozialleistungen wurden abgebaut, staatliche Unternehmen privatisiert, die Bürokratie wurde eingezäunt. Dann ging es aufwärts.

Doch die Geschichte wiederholt sich nicht. Frankreich ist dreissig Jahre älter, und die Verhältnisse sind anders. Es gibt den Euro, und das Tempo ist höher. Hollande hat wohl kaum zwei Jahre Zeit, um einen Ausweg zu finden und sich politisch zu häuten.



Für Kenner: Präsident Hollande, Première Dame im hellen Mantel, auf der Place de la Concorde.

## An der Brechbühler Street No. 10

Von Christoph Mörgeli

Am Sonntag hatte ich die Ehre, vom Berner ASP-Stadtpräsidenten Alexander Tschäppät wegen meiner letzten Kolumne angepflaumt zu werden. Vorige Woche wurde an dieser Stelle belegt, dass er seinen politischen Druck auf die Berner Burgergemeinde zwecks Überbauung von deren Grundstücken gleich als Privatbauherr genutzt hat. Nun sagte Tschäppät im «Sonntalk» von Tele Züri über mich: «Wenn der seine wissenschaftlichen Arbeiten oder seine Diss mit einer ähnlichen Unseriosität – nicht recherchiert – wiedergibt, dann wird aus dem Dr. Christoph Mörgeli am Schluss der Christoph Sörgeli.» Ein Brüller.

Selbstverständlich weiss ich, dass den Sozialisten aller Parteien meine Recherchen Sorge bereiten. Und dass sie nur zu gerne nebst meiner politischen auch meine wissenschaftliche Glaubwürdigkeit vernichten würden. Sie träumen öffentlich von der Aberkennung meiner akademischen Titel. Sie sehnen sich nach einem Berufsverbot für die seltene Spezies bürgerlicher Geisteswissenschaftler an unseren Universitäten. Der übliche linke Brotkorbterror.

Meine Ansichten darf Herr Tschäppät gerne kritisieren. Nicht aber meine Recherchen im Fall Tschäppät. Selbstverständlich arbeite ich als Historiker mit Quellen. In diesem Fall mit Bauplänen, die den Stempel der Burgergemeinde tragen. Sie beweisen, dass die Parzelle 5 der Etappe A der Überbauung Schönberg Ost ein einziger Bauherr im Baurecht erworben hat: Alexander Tschäppät. Ich kenne die amtliche Publikation im amtlichen Anzeiger, der Tschäppät als alleinigen Bauherrn eines Mehrfamilienhauses mit der heute von ihm bewohnten Attika und einer 9-plätzigem Einstellhalle ausweist. Ganz präsidial, an der Brechbühler Street No. 10.

In der delikaten Doppelrolle von Stadtpräsident und privater Bauherr war Tschäppät «des Lobes voll für die beispielhafte Stadtentwicklung». Dieweil an einer Tagung der SP Bern zur Stadtplanung seine luxuriös-raumgreifende Überbauung als «abschreckendes Beispiel» qualifiziert wurde. Tschäppät aber fand, die Grundsteinlegung sei «ein bedeutender Tag für Bern». Statt laute Reden zu halten, sollte er still recherchieren. Etwa über den Begriff Korruption. Korruption heisst juristisch: «Missbrauch einer Vertrauensstellung, um einen Vorteil zu erlangen, auf den kein rechtlich begründeter Anspruch besteht.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Doping für den besten Dealer

Von Peter Bodenmann — Der Schweizer Bankenplatz rinnt: Deutschland kauft wieder fleissig Steuerhinterzieher-CDs.



Durch alle Böden: NRW-Finanzminister Norbert Walter-Borjans.

Die Schweizer Banken haben nichts mehr im Griff. Wie viele bereits gebrannte CDs hat wer noch wo versteckt? Das Bankgeheimnis ist technisch mausetot.

Ein paar Millionen liegen heute für eine gute Steuerhinterzieher-CD ohne weiteres drin. Als Dessert gibt es, falls gewünscht, eine neue Identität. Für das süsse Leben danach. Irgendwo in Südamerika oder im australischen Outback.

Wolfgang Schäuble will mit der Abgeltungssteuer die eigene Parteibasis vor Staatsanwälten schützen. Im Bundestag kann Schäuble das Gesetz durchwinken lassen. Im Bundesrat verfügen Union und FDP über keine Mehrheit mehr, weil sie die Wahlen in zu vielen Bundesländern verloren haben.

Wer politisch dealen will, muss liefern können. Wer nicht liefern kann, ist kein vertrauenswürdiger Dealer. Konkreter: Wolfgang Schäuble kann zurzeit nicht liefern. Er wird von seinen politischen Gegnern vorgeführt.

Niemand macht dies zurzeit besser als der freundlich-biedere Norbert Walter-Borjans, SPD-Politiker und Finanzminister des Landes Nordrhein-Westfalen. Unsere Bundesräte gaben – dümmert geht's nimmer – dem Bundesanwalt Michael Lauber grünes Licht, um gegen Walter-Borjans' Steuerfahnder vorzugehen. Staatlich verordnetes, grenzüberschreitend wirkendes Doping; denn jeder gute Chef muss

seine erfolgreichsten Beamten durch alle Böden in Schutz nehmen.

SPD und Grüne brauchen politisch endlich einen Erfolg. Sie wollen und können sich von Angela Merkel nicht immer wieder vorführen lassen. Die Schweiz muss deshalb ihr Angebot verbessern. Und zwar so, dass in der zweiten Runde sowohl SPD wie Grüne als auch unsere Boni-Banker zu den Gewinnern gehören.

Der Ausweg: Die Schweiz gewährt für alle deutschen Vermögen, die nach der Unterzeichnung des Vertrages die Schweiz – auf welchen Schleichpfaden auch immer – verlassen wollen, einseitig den automatischen Datenaustausch. Gegebenenfalls mittels Notrecht, so wie wir es mit den Amerikanern in weit grösserem Ausmass längst gemacht haben.

Die deutschen Steuerhinterzieher sassen in den goldenen Fallen der Schweizer Banken. Sie müssten selbst bereits abgezogene Gelder zurück in die Schweiz transferieren. Und in Deutschland könnten SPD und Grüne einen schönen Erfolg feiern.

Tim Guldemann hat einst recht erfolgreich in Tschetschenien vermittelt. Zumindest er müsste wissen: Erfolgreich dealen kann man nur mit dem Dealer, der die Ware hat.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Eine Frage von Leadership

Von Kurt W. Zimmermann — Viele TV-Mitarbeiter freuen sich. Der Arbeitsdruck ist weg, den Chefs ist der Misserfolg egal.

Es war das wohl selbstgefälligste Interview eines Medienmanagers, das wir seit langem lesen konnten. Die *Sonntagszeitung* befragte den obersten TV-Direktor Ruedi Matter über den Einbruch seiner Einschaltquoten auf rekordtiefe 29,8 Prozent.

Der deutliche Rückgang des Marktanteils? «Das ist hervorragend», sagte Matter. Die Gewinne der Konkurrenz? «Wir behaupten uns sehr gut», sagte Matter.

Dann präsentierte Matter einen wunderschönen Selbstbetrug. Zum Beweis der eigenen Stärke sagte er: «Wir haben seit dem Jahr 2000 knapp drei Prozentpunkte verloren.» In Wahrheit hat das Schweizer Fernsehen die drei Prozentpunkte erst seit 2010 verloren, also seit Ruedi Matter an der Spitze steht.

Interessant ist die getürkte Aussage aus der Perspektive von Leadership und Führungsstärke. Unser TV steht beim Marktanteil am tiefsten Punkt seiner Geschichte. Man hat Hunderttausende von Zuschauern verloren. In dieser Lage ruft der Chef seinen Mitarbeitern zu: «Alles paletti.»

Solche Signalwirkung, wie schon jeder Ökonomiestudent weiss, steuert entscheidend die Leistungskraft einer Firma. Werden oben ehrgeizige Ziele formuliert, dann legt sich auch die Belegschaft ins Zeug. Gefällt sich die Spitze hingegen in Selbstbeweihräucherung, dann sinkt auch die Aggressivität der Mitarbeiter.

Genau das ist im TV passiert. Vom Unternehmen wandelt man sich zurück zur Staatsanstalt.

Bis vor zwei Jahren stand ein Führungstrio an der Spitze, dem der messbare Publikumserfolg erstrangig war. SRG-Generaldirektor Armin Walpen betonte dauernd, er wolle keinen «Service sans public». TV-Direktorin Ingrid Deltenre machte ständigen Druck in der Primetime, wo die Quote für sie «das oberste Primat» hatte. Chefredaktor Ueli Haldimann drang darauf, dass auch Informationssendungen populär daherkommen müssten.

Dann kam das neue Führungstrio, dem die nicht messbare Gesellschaftsfunktion erstrangig ist: SRG-Generaldirektor Roger de Weck betont dauernd die Rolle von TV als relevantes Geistesinstitut. Direktor Ruedi Matter redet den Quotenverlust schön. Chefredaktor Diego Yanez sieht tatenlos zu, wie «Tagesschau», «10 vor 10» und «Kassensturz» deutlich an Attraktivität und an Zuschauerresonanz verlieren.

Der Kurswechsel von der Wettbewerbs- zur Lehnstuhlmentalität ist unverkennbar. Wenn man heute mit TV-Mitarbeitern redet, sagen



«Hervorragend»: TV-Direktor Matter.

viele übereinstimmend dasselbe: «Der Druck ist weg.» Manche sagen es bedauernd, viele sagen es erleichtert.

Nun muss man fairerweise einräumen, dass auch die anderen öffentlich-rechtlichen Probleme haben. Fast alle verloren in den letzten zwei Jahren ebenso, liegen aber immer noch deutlich vor den Schweizern. ARD und ZDF etwa erreichten 2011 mit ihren drei Sendeketten 37,0 Prozent. Der österreichische ORF kommt mit seinen zwei Kanälen auf einen Marktanteil von 36,4 Prozent. Die italienische RAI hat mit ihren drei Kanälen 35,5 Prozent. Nur die vier France-Kanäle tauchten nun erstmals unter die 30-Prozent-Marke – genauso wie SF mit seinen drei Programmen.

Noch schlechter steht es um TV DRS, wenn man das Wettbewerbsumfeld betrachtet. Hier ist das Schweizer Fernsehen enorm privilegiert. Es hat als einzige Sendekette keine einheimische Konkurrenz, die sie mit einem Vollprogramm bedrängt. Das ist die grosse Ausnahme. In allen anderen Ländern stehen die Staatssender in heftigem Wettbewerb mit landesweiten Privatkanälen wie RTL, Mediaset und TF 1.

Wenn man ohne inländische Konkurrenz dennoch unter die 30-Prozent-Grenze rutscht, so müssen wir Ruedi Matter leider sagen, dann ist das nicht «hervorragend». Dann ist das ziemlich lausig.

# 2,7 Millionen für «Abzocker» beim Bund

Von Florian Schwab

Während die Löhne von Spitzenkräften in der Privatwirtschaft politisch zu reden geben, ist das bei den Spitzenbeamten des Bundes nur begrenzt der Fall. Zu Unrecht, wie man anhand der «goldenen Fallschirme» sieht, die im Verwaltungsdeutsch «Abgangsentschädigungen» heissen.



Letzte Woche thematisierte die *Weltwoche* die Abgangsentschädigung von Ursula Renold, bisherige Direktorin des Bundesamts für Berufsbildung und Technologie (BBT), welche sich nach ihrer enttäuschend verlaufenen Bewerbung als Direktorin des neuen Staatssekretariates für Bildung und Forschung «eilvernehmlich» von Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP) getrennt hatte. Ihr Lohn läuft während eines Jahres weiter.

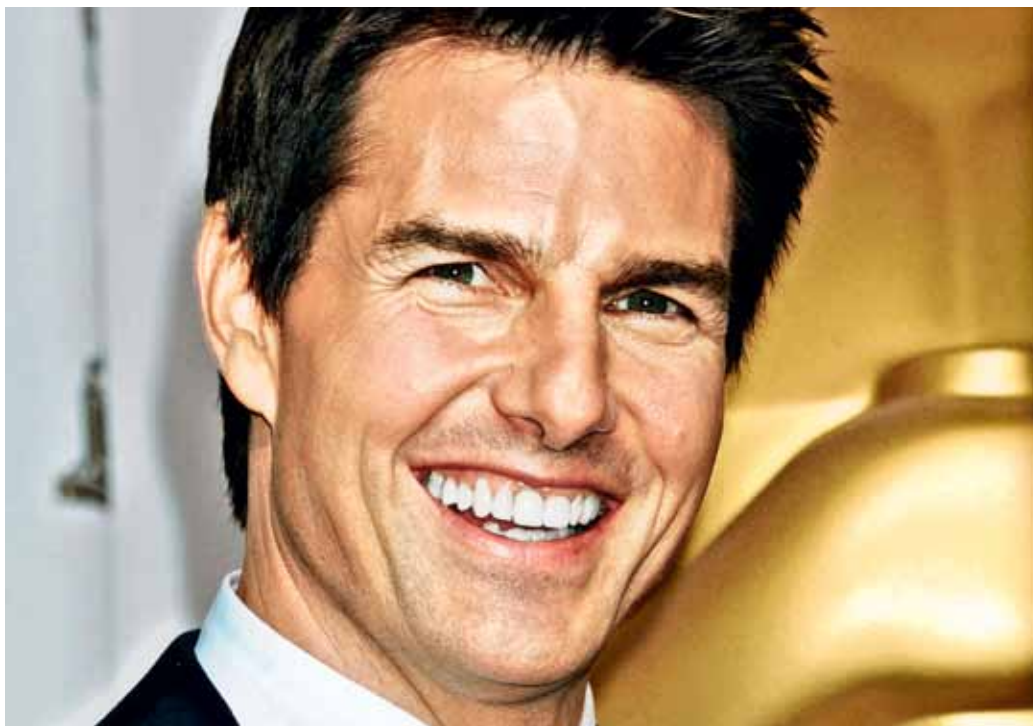
Ein paar Tage nach dieser Trennung gaben das Bundesamt für Justiz, das Simonetta Sommaruga (SP) unterstellt ist, und der Leiter der Bundeskriminalpolizei, Michael Perler, ebenfalls «eilvernehmlich» ihre Trennung bekannt. Perler war vergangenen Herbst aufgrund seiner russischen Freundin öffentlich ins Zwielficht geraten und wurde vom Amt suspendiert. Das Bundesgericht fand an Perlers Verhalten zwar nichts juristisch Verwerfliches, eine Rückkehr auf seinen Posten war aufgrund seines offenbar fehlenden Einsehens aber nicht mehr denkbar. Per Ende Oktober 2012 trennen sich somit die Wege der Parteien.

Das wirft die Frage auf, ob auch Perler (Lohnklasse 33, fast 240 000 Franken pro Jahr) eine Abgangsentschädigung erhalten hat. Habe er nicht, schreibt das Bundesamt für Justiz. (Allerdings erhält er während seiner Suspendierung weiterhin das Gehalt.) Womit erklärt sich der Gegensatz zu Renold, der ein volles Jahresgehalt (Lohnklasse 30+, mindestens 180 000 Franken pro Jahr) als Abgangsentschädigung winkt? Des Rätsels Lösung steckt in der Bundespersonalverordnung. Perler wird im Gegensatz zu Renold weiter in der Bundesverwaltung tätig sein. Daher gibt es keinen goldenen Fallschirm.

Trotz dieser Einschränkung lässt sich der Bund im Allgemeinen nicht lumpen: 2011 wurden laut «Reporting Personalmanagement» 25 Abgangsentschädigungen von total 2,7 Millionen Franken ausbezahlt. Im Vorjahr waren es noch 13 Entschädigungen für insgesamt 1,7 Millionen Franken.

## Leserbriefe

### «Feindselige Aussagen stammen meistens von sogenannten Aussteigern.» *Annemarie Kölla*



«Plötzlich verdächtig»: Filmstar und Scientologe Cruise.

#### Freunde, nicht Feinde

Nr. 28 – «Tom der Allmächtige»; Andrew Morton über Tom Cruise und Scientology

In Medienberichten über die Gemeinder der Scientology wiederholen sich seit Jahren dieselben haarsträubenden Geschichten mit beinahe identischem Wortlaut. Es hat mich sehr erstaunt, dass nun auch die *Weltwoche* auf derselben Schiene fährt und von irgendwoher Berichte übernimmt. Solche feindseligen Aussagen stammen meistens von sogenannten Aussteigern, die jahrelang bei Scientology waren und dann wilde Dinge behaupten, um vor sich und andern ihren Ausstieg zu rechtfertigen.

Ein gefährlicher Mechanismus, der sich fast immer dann einstellt, wenn jemand eine Gruppe, welcher er lange angehört hat, verlässt. Und selten wird ein aktiver Scientologe befragt. Jemand kann nett und sympathisch sein und Erfolg haben; wenn er aber zusätzlich ein Scientologe ist, werden solche Attribute plötzlich verdächtig, die Person wird oft lächerlich gemacht, als sei sie auf irgendeine Art unzurechnungsfähig. Die *Weltwoche* wäre gut beraten, für eine objektive Berichterstattung selber hinzuschauen, um herauszufinden, was Scientology wirklich ist! Und sich dazu nicht an die Feinde, sondern an die Freunde der Gruppe zu wenden.

*Annemarie Kölla, Malters*

#### Milliarden einsparen

Nr. 28 – «Hat SVP-Amstutz für einmal recht?»; Peter Bodenmann über den Gotthard

Mit der Inbetriebnahme des Gotthard-Basistunnels 2016 wird der Bahntunnel Göschenen–Airolo in eine einspurige Autostrasse umgebaut. Die Sanierung des Strassentunnels erfolgt etappenweise, das heisst, der Tunnel bleibt einspurig in Betrieb, so dass der Gotthardverkehr während der Bauerei in zwei voneinander getrennten Tunnels rollt. Nach der Sanierung dient der umgebaute Bahntunnel als Entlastungsstrasse bei Stau- gefahr oder Unfällen. Dank moderner Signalisation und Überwachungskameras kann in diesem Tunnel die Fahrtrichtung innert kürzester Zeit gewechselt werden, je nach Stau- gefahr von Norden oder Süden her. Die SBB- Linie Erstfeld–Göschenen wird Zubringerin für das Urserental. Fazit: Milliarden werden eingespart, und in Zukunft gibt es (fast) keinen Stau mehr.

*Andreas Egli, Davos*

#### Im Geldwäscherei-Visier

Nr. 28 – «Banker»; Editorial von Roger Köppel

Der Autor irrt sich: Wir geben der Bank unser Geld nicht, weil wir ihr vertrauen, sondern weil es schlichtweg keine Alternative für den Zahlungsverkehr gibt! Versuchen Sie ja nie,

grössere Rechnungen bar zu bezahlen – Sie kommen gleich ins Geldwäscherei-Visier. Zu sagen ist allerdings auch, dass meine Beraterin den grossen positiven Unterschied macht.

*Marion Russek, Steinhausen*

In seinem Editorial kritisiert Roger Köppel (meines Erachtens zu Recht) die schrillen Stimmen, die sich jetzt wieder pauschal gegen die Bankenindustrie erheben. In der gleichen Nummer sucht man in Urs Paul Englers Nachruf zu Leon Schlumpf vergeblich nach einem positiven Wort betreffend die Leistungen des kürzlich Verstorbenen. Dies trotz seiner diversen Verdienste wie dem Bau des Vereinatunnels, der neuen Eisenbahn-Alpentransversale, seiner Lösungen für die stets wachsende Mobilität in unserem Land, der Einführung der Autobahnvignette oder seiner Verdienste um die Berg- und Randregionen.

*Markus Meier, Rorbas*

#### Wo bleibt die Schuldenbremse?

Nr. 28 – «Münchhausen-Ökonomie»; Urs Paul Engler über die Schweiz und den Internationalen Währungsfonds (IWF)

Vielen Dank für diesen aufschlussreichen Kommentar! Müssen wir Schweizer Bürger und Steuerzahler uns nicht ernsthaft fragen, ob wir bei dieser Ausgabenpolitik (die uns in den Ruin führt) noch Steuern bezahlen wollen, wenn ein weiteres Viertel des Bundesbudgets zum Fenster hinaus und in ein Fass ohne Boden geworfen wird? Wer oder was stoppt diese Frau? Gilt denn bei diesen Ausgaben die Schuldenbremse nicht? Oder hatten wir etwa fünfzehn Milliarden Einnahmen-Überschuss?

*Annemarie Reich, Mönchaltorf*

Unfassbar: Der Bundesrat autorisiert die Schweizerische Nationalbank (SNB), dem IWF mal schlappe 15 Milliarden Franken zu überweisen, sich also mit fünfzehntausend Millionen oder, in Zahlen, 15 000 000 000 oder fast 2000 Franken pro Kopf der Bevölkerung, vom Säugling bis zum Greis, zu verschulden. Und dies, ohne entsprechende Garantien zur Sicherstellung einer Rückzahlung! Warum nicht wie die Regierung in Norwegen handeln, die zur Anfrage des IWF schlicht nein gesagt hat? Verzockt ein Börsenspekulant eben mal 4 Milliarden bei einer Grossbank: Welch ein Aufschrei rauscht durch den medialen Blätterwald! Oder herrscht hier unerklärlicherweise Rücksichtnahme auf verantwortungslose Narrenfreiheit? Das Entsetzen bleibt.

*Beat R. Brenner, Küsnacht*

## Stichproben

Nr. 28 – «Willkür der <Beschaffungskönige>»; Philipp Gut über Bund und Wettbewerb

Die Sicherstellung von korrekten Submissionsverfahren der Bundesverwaltung wäre eigentlich Sache der Finanzkontrolle. Wie der Bericht zeigt, ist diese offensichtlich überfordert. Liegt es an mangelnder Kapazität oder mangelnder Kompetenz? Auf jeden Fall ist zu hoffen, dass das Thema im Parlament im Sinne der Sache aufgegriffen wird. Ein zwei- bis dreiköpfiges unabhängiges Team, das Stichprobenkontrollen macht, könnte hier schon rein prophylaktisch Wunder wirken und dürfte seinen Lohn mühelos «erwirtschaften».

Peter Steinegger, Schwyz

## Der Kampf ist vorbei

Nr. 28 – «Nachruf»; Urs Paul Engeler über Leon Schlumpf

«De mortibus nihil nisi bene.» Als regelmässiger Leser der *Weltwoche* und als Bündner, der vor mehr als fünfzig Jahren nach Griechenland (Tolochenaz VD) ausgewandert ist, hat mich der Nachruf auf alt Bundesrat Leon Schlumpf zutiefst betroffen. Für alles offen, keiner Partei und keinem Kanton verpflichtet, erlaube ich mir die Frage, welche Gründe

# LERNEN SIE CROSS- MULTIMEDIA.

Visual Multimedia Editors sind wahre Alleskönner. Sie agieren zwischen Layoutern, Journalistinnen, Fotografen, Illustratorinnen und Artdirectors, sie arbeiten im Schnittpunkt von Text/Bild/Gestaltung sowie von Print und Online. Bei ihnen laufen alle Fäden des modernen Journalismus zusammen. Unser Studiengang Visual Multimedia Editor bereitet Sie fundiert auf diese Anforderungen vor. Für Information rufen Sie uns einfach an, schicken eine E-Mail, besuchen unsere Website. Oder alles gleichzeitig.

# maz

DIE SCHWEIZER JOURNALISTENSCHULE

Murbacherstrasse 3, 6003 Luzern, 041 226 33 33  
office@maz.ch, www.maz.ch

den Autor zur Abfassung dieses höchst ungewöhnlichen Nekrologs bewogen haben mögen. Wer sich in den Ring der Politik begibt, muss bereit sein, Tiefschläge zu kassieren, kann sie aber auch erwidern. Spätestens bei seinem Ableben ist der Kampf jedoch vorbei. In diesem Sinne wäre ein Verzicht auf die Veröffentlichung des Nachrufs die bessere Lösung gewesen.

Otto Caviezel, Tolochenaz

## Die Wahrheit fängt früher an

Nr. 27 – «Ein paar heisse Nächte»; Julia Onken über den Seitensprung

Die Autorin schreibt in ihrem Beitrag zu Recht, dass der eigentliche Verrat nicht mal der Sex ist, sondern das Lügen, und sie fordert ebenfalls zu Recht, dass die Wahrheit auf den Tisch muss. Doch ist diese Forderung nur die halbe Wahrheit. Die Wahrheit fängt viel früher an, bei der ehrlichen Mitteilung an den Partner, dass man ab und zu eine sexuelle Zweitbeziehung möchte. Diese Ehrlichkeit wird verhindert durch den normativen Druck, der vom Treuegebot ausgeht. Ehrlichkeit sowohl in Bezug auf die Tatsache, dass eine sexuelle Zweitbeziehung viel Positives geben kann, als auch in Bezug auf Energie, Selbstwertgefühl und positive Impulse. Und was ist mit dem Leid der «Betrogenen»? Auch hier ist Ehrlichkeit angesagt: Was geht mir eigentlich verloren, wenn mein Partner ab und zu zu jemand anderem geht? Diese Ehrlichkeit zwingt zu einer intensiven Auseinandersetzung mit allem, was in der eigenen Partnerschaft bisher unter den Teppich gekehrt wurde, und ist insoweit heilsam. Ob man dann zur Monogamie zurückkehrt oder ein «polyamores» Beziehungsmodell vereinbart, ist dann allein Sache der Betroffenen.

Thomas Deutschbein, Bottmingen

## Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einen guten Bekannten, den man mit einer jungen Frau am Arm antrifft, fragen, ob das seine Tochter sei, und das Risiko eingehen, dass es seine neue Freundin ist?

Martin Gugger, Walzenhausen

Wie gerne möchten Sie den Mann als guten Bekannten behalten? Wenn die junge Frau an seinem Arm tatsächlich die neue Freundin oder Geliebte ist, entzückt ihn die Frage wenig, ob sie seine Tochter sei – und sie schon gar nicht. Aber vielleicht sind Sie eine spöttische Natur und möchten ihn rot werden sehen. Wenn nicht, fragen Sie stattdessen besser, ob die Begleiterin seine neue Freundin sei. Ist sie es, schliesst er daraus erleichtert, dass der Altersunterschied nicht so ins Auge fällt wie befürchtet. Falls er mit der Tochter unterwegs ist, freuen sich beide.

Beatrice Schlag

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Die Krise hilft den Tüchtigen

Stress in der Euro-Zone, Angst vor Verstaatlichung, starker Franken, Instabilität in Nahost: vier Gründe, warum die Schweizer Banken den in den letzten Jahren entstandenen Schaden im Steuerstreit wieder wettmachen werden. *Von Pierre Heumann*



*Hoffnungsschimmer für den Zürcher Finanzplatz.*

Beginnen wir mit dem Positiven und dem Bekannten. Die Banken tragen enorm zum Wohlstand der Schweiz bei. Im Finanzsektor kommen fast sechs Prozent aller Beschäftigten unter, er bildet zwölf Prozent aller kaufmännischen Lehrlinge aus, und jeder Bankenjob schafft, je nach Region, eine oder sogar zwei Stellen in anderen Branchen. Die starke Stellung bei der Generierung hoher Einkommen hat allerdings auch ihre Schattenseiten. Kriselt es bei den Banken, bekommt dies das ganze Land zu spüren: weniger Jobs, weniger Aufträge, weniger Einkommen, weniger Steuereinnahmen. Um nur eine Auswahl der negativen Folgen zu nennen.

Seit einigen Jahren steckt der einst stolze Finanzplatz in der Krise. Die schwache Börse reduziert die Erträge. Im Geschäft mit ausländischen Kunden haben Schweizer Institute einen wichtigen Trumpf verloren: das Bankge-

heimnis. Der Bundesrat ist gegenüber den USA sehr schnell eingeknickt. Aufgrund der eingeschränkten Privatsphäre haben viele ausländische Anleger Gelder abgezogen. Die zunehmende Regulierungsdichte sorgt zudem für einen Anstieg der Kosten, mit denen Banken konfrontiert sind – nicht nur in der Schweiz, sondern auch im Umgang mit der EU und den USA. Die Rentabilität des Bankgeschäftes leidet darunter. Mit Sparmassnahmen und Entlassungen versuchen Banken, den negativen Ertragstrend umzukehren.

## Kapitalzufluss

Es gibt freilich gute Gründe, die für eine Renaissance der Schweizer Banken sprechen. Da wäre zunächst die Frankenstärke: Sie hilft den Banken. Die Attraktivität des Schweizer Frankens bedeutet nämlich, dass Kapital in die Schweiz fliesst. «Das Geld wird bei den Fi-

nanzintermediären angelegt, was nicht nur Kommissionen und Erträge generiert, sondern auch Arbeitsplätze», sagt Boris Zürcher, Chef des Basler Wirtschaftsforschungsinstituts BAK Basel.

Das Schlamassel der EU mit dem Euro belebt das Geschäft zusätzlich. Je krasser dessen Krise wird, desto besser stehen die Schweiz und ihre Banken da. «Es ist denkbar, dass die Vermögensverwaltung in der Schweiz von der Krise in Europa profitieren kann», sagt Volkswirtschaftler Zürcher. «In Katastrophenszenarien strömt das Geld in die Schweiz», ist auch der emeritierte Bankenprofessor Hans Geiger überzeugt. Eine Belebung des Geschäftes sei möglich, wenn sich die Schweiz erneut als sicherer Hafen für Anlagegelder positionieren könne, sagt Hans-Peter Portmann, Direktor bei der liechtensteinischen LGT-Bank und Präsidiumsmitglied des Zürcher Bankenver-



bandes. Und der Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, Daniel Lampart, sieht es so: «Es gibt wieder Anleger, die ihr Kapital in die Schweiz bringen, weil sie ihren Regierungen misstrauen.»

Die Superreichen in unserer unmittelbaren Nachbarschaft sind verunsichert. Angesichts der horrenden Staatsverschuldung in den EU-Ländern entwickeln Politik und Wissenschaft nämlich Ideen, wie die Staaten ihre Einnahmen erhöhen könnten. Was sie hören und lesen, lehrt die Vermögenden das Fürchten.

Frankreichs Staatspräsident François Hollande würde gerne einen Steuersatz von 75

---

## «Nach dem Ende der neoliberalen Ära wird den Reichen nun wieder mehr genommen.»

---

Prozent für Einkommen ab einer Million Euro jährlich einführen, hatte er kurz vor seiner Wahl erklärt. Die Linke in Deutschland griff die Idee sofort auf. Es könne nicht sein, dass Reiche weiter ihre Vermögen mehren, während die Kosten der Krise von den kleinen Leuten bezahlt würden, sagte Bundestagsabgeordnete Sahra Wagenknecht.

Bei diesem sozialistischen Potpourri mischen in Deutschland neuerdings auch Volkswirtschaftler mit. Bürger mit einem Vermögen ab 250 000 Euro sollen für die Sanierung der öffentlichen Finanzen zur Kasse gebeten werden, fordern die Akademiker in einem Bericht des Deutschen Institutes für Wirtschaftsforschung (DIW). Ihr Vorschlag: eine Zwangsanleihe. Die Wohlhabenden sollen dem Staat zu Niedrigzinsen einen Teil ihrer Ersparnisse leihen müssen. Oder per Vermögenssteuer gleich ganz abtreten.

«Nach dem Ende der neoliberalen Ära wird den Reichen nun wieder mehr genommen», frohlockte im März die linke *Tageszeitung*. Die Einkommensteuern steigen vielerorts wieder. Frankreich, Luxemburg, Italien, Portugal und Spanien haben bereits den Spitzensteuersatz erhöht. Grossbritannien war am konsequentesten: Dort kletterte der höchste Steuertarif um 10 auf 50 Prozent. Auch in den USA ist dieser Trend zu beobachten. Im Herbst 2011 brachte dies der *Economist* mit dem Artikel «Jagd auf die Reichen» auf den Punkt und illustrierte die Hatz mit einem Titelbild, auf dem Obama hoch zu Ross mit Trompete und Reitkappe die Meute anführt.

### Arabischer Frühling in Genf

Schweizer Banken – vor allem in Genf – profitieren schliesslich auch von der Unruhe, die durch den arabischen Frühling ausgelöst wurde, wie neulich die Nachrichtenagentur Bloomberg meldete. «Aus dem Nahen Osten kommt frisches Geld», sagt Bernard Droux, einer der acht geschäftsführenden Partner bei

Lombard Odier. Und aufgrund von Zahlen der Boston Consulting Group wird klar: Anlagen aus dem Mittleren Osten und aus Nordafrika in der Schweiz wurden um 14 Prozent auf 560 Milliarden Franken aufgestockt, weil die vermögenden Scheichs den neuen Machthabern nicht über den Weg trauen.

Für die Bankenbranche kommt die neue Hoffnung, die sie aus der Krise und der Angst der anderen schöpfen kann, gerade zur rechten Zeit.

### Fragezeichen bleiben

Die vergangenen Jahre waren alles andere als leicht. So hat zum Beispiel die UBS in der Schweiz seit 2008, als ihr Personalbestand den Höchststand erreichte, über 5000 Stellen abgebaut: 27 946 Vollzeitstellen waren es Ende März 2008, drei Jahre später bloss noch 22 819. Er gehe davon aus, dass in den nächsten Jahren

**ZIEH DIE LILA KRAWATTE AUS.**  
**Männer, zurück an den Grill.**

**Bell**  
BARBECUE

Trägst du Pastellfarben oder bist du ein Mann? Teste dein Männer-Gen auf [www.bell.ch](http://www.bell.ch) und hol dir die gratis Bell Barbecue iPhone-App.

YouTube Facebook

auf dem Schweizer Finanzplatz rund 20 Prozent der Jobs, also 20 000 Arbeitsplätze, verlorengehen, sagte UBS-Chef Sergio Ermotti im April in einem Interview mit der *Sonntagszeitung*.

Laut internen Schätzungen des Schweizerischen Bankpersonalverbandes sind allein in den letzten sechs Monaten bei rund 24 Banken mindestens 1500 Stellen verlorengegangen. Im Kanton Zürich hat im Mai die Zahl der arbeitslosen Banker erstmals die 1000-er-Grenze überschritten. Angesichts der 60 000 Bankangestellten mag diese Zahl bescheiden wirken. «Doch der Trend zeigt leicht nach oben», sagt Can Arikan, Mediensprecher des Amtes für Wirtschaft und Arbeit des Kantons Zürich. Wie sich die Veränderungen im Finanzsektor künftig auswirken werden, sei schwierig zu beurteilen. «Die Entlassungen erfolgen in Raten», stellt Nick Pfau fest, Bankenberater bei Arth

Krawietz Pfau, der bis 2011 in verschiedenen Kaderpositionen bei der UBS gearbeitet hat.

Die Banken sparen. Und das schlägt sich in anderen Branchen nieder. Allein die beiden Grossbanken kaufen pro Jahr bei mehreren tausend Lieferanten für insgesamt geschätzte vier Milliarden Franken ein. «Ein Stellenabbau im Finanzsektor wird sich auch auf andere Sektoren auswirken», sagt Gewerkschaftsökonom Lampart. Der Maler wird weniger Büroräume streichen, der Metzger weniger Steaks an die Kantinen der Banker verkaufen, der Autoverkäufer weniger Luxuswagen absetzen.

Den Sparmodus bei den Banken spüren bereits jetzt die Hoteliers. «Banker dürfen nicht mehr am Sonntag anreisen, sondern erst am Montag», sagt Jörg Arnold, Präsident der Zürcher Hoteliers, «das verkürzt ihre Aufenthaltsdauer im Hotel.» Auch müssten Banker mit einem Hotel-Stern weniger als früher vorliebnehmen. «Banken, die Zimmer buchen, drücken zudem auf die Preise», sagt Arnold.

### Kein Blumenstraus mehr

Aus der Zürcher Innenstadt sind mehrere tausend Jobs in andere Quartiere verlagert worden, vor allem im administrativen Bereich.

---

## Anlagen aus dem Mittleren Osten und aus Nordafrika in der Schweiz wurden um 14 Prozent aufgestockt.

---

Dass im Kreis 1 rund 6500 Arbeitsplätze verschwunden seien, schlage sich in einer Reduktion der Mittagessen in den Restaurants der Innenstadt nieder. «In den ersten sechs Monaten machten Restaurants und Hotels bis zu zehn Prozent weniger Umsatz», sagt Arnold.

Banken veranstalten heute weniger Bankette als früher, führen weniger Kongresse durch und diskutieren öfter als früher über den Preis. Die gekappten Spesenbudgets wirken sich querbeet aus, zum Beispiel bei Floristen. Es gebe weniger Aufträge für Dekorationen, und die Aufträge seien generell kleiner geworden, heisst es dort. In den guten Zeiten spendierte die Bank beim Abschluss eines Hypothekarkredits dem Kunden oft einen Blumenstraus; heute seien solche Gesten eher selten.

Die Banken sind dabei, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Ob die guten Zeiten wieder zurückkehren, wird letztlich von der Politik abhängen, also davon, ob sie den Banken bessere Bedingungen schafft, damit der Finanzplatz wieder zu seiner alten Ertragskraft zurückfindet. Dazu gehört zum Beispiel die Steuervereinfachung bei Bankprodukten oder Trusts sowie die Abschaffung der Stempelsteuer. Den Rest besorgen dann die Krisen der anderen. ○

# Schöner wohnen mit Berns Regenten

Hat der Berner Stadtpräsident Alexander Tschäppät Druck ausgeübt auf die Bürgergemeinde, um ein begehrtes Wohnobjekt zu ergattern? Die Betroffenen verneinen. Trotzdem wurde Tschäppäts Traum, oh Wunder, erfüllt. Zufälle dieser Art haben in Bern Tradition. Von Lucien Scherrer



«Lächerliche Vorwürfe»: Stadtpräsident Tschäppät (SP).

Es ist ein seltsames Quartier, das auf dem Berner Schönberg entsteht: Moderne Flachdachvillen wechseln sich ab mit protzigen weissen Giebeldachbauten, die mit römischen Säulen und anderen Geschmacksverirrungen aufwarten. Erfüllen sich hier russische Oligarchen einen Bubentraum? Nicht ganz: Hier entsteht ein Nobelviertel mit 54 Villen für 1000 gutbetuchte Berner – darunter Stadtpräsident Alexander Tschäppät. In einem der 16 bereits gebauten Häuser hat sich der 60-Jährige zwei Alterswohnungen gekauft.

Der Sozialdemokrat musste dafür rund zwei Millionen Franken in die Hand nehmen, wie der Preisliste zu entnehmen ist. Dafür residiert er jetzt zusammen mit seiner Partnerin Christine Szakacs an bester Lage, mit herrlichem Blick auf die Berner Alpen. «Schöner kann man kaum wohnen», jubelte die *Berner Zeitung*, als das Grossprojekt 2009 vorgestellt

wurde. Die Tschäppäts fanden das offenbar auch, und zwar familienübergreifend: Alex vermietet eine der Wohnungen an seinen Bruder Philipp, einen Filmproduzenten.

Die Geschichte, wie die Tschäppäts zu ihrem Wohnraum kamen, ist interessant. Der Schönberg, auf dem die Obrigkeit bis 1817 Diebe, Mörder und andere arme Teufel dem Scharfrichter übergab, war eine der letzten grossen Landreserven in Bern. Sie gehört der Bürgergemeinde, einer Art Rotary-Club für alteingesessene Familien, dem man nur qua Geburt oder aufgrund besonderer Verdienste beitreten kann. Die Bürger sind die grössten Landeigentümer in einer Stadt, die wachsen will, aber kaum mehr Reserven hat. Kein Wunder, weckt das von Seiten der Kommune Begehrlichkeiten. So auch im Fall Schönberg: «Die Stadt kam auf uns zu und sagte, nun wäre es doch an der Zeit, das Areal zu überbauen»,



Spott: alt Stadtpräsident Baumgartner (SP).



Herrschaftshaus: Politikerin Frösch (Grüne).

erzählte Bürgergemeindepräsident Rolf Dähler kürzlich der *Berner Zeitung*. Die Bürger geben das Land im Baurecht ab und verlangen einen Jahreszins von 6000 bis 9000 Franken pro Wohnung; den Bau übernehmen private Investoren. Dass Tschäppät selber involviert ist, wurde bereits wenige Wochen nach dem Spatenstich im September 2009 bekannt – denn im Amtsblatt erschien er als Bauherr. Dem *Bund*, der den roten Stadtpräsidenten seit Jahren wohlwollend begleitet, war das nur eine kurze Meldung wert.

Der Schluss liegt jedoch nahe, dass Alexander Tschäppät bei der Bürgergemeinde im Namen der Öffentlichkeit Druck machte, um seine eigenen Wohnräume zu verwirklichen. «Der Wunsch von Tschäppät war der Bürgergemeinde Befehl», ätzte SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli in der letzten Ausgabe der *Weltwoche*. Dafür hätten die Bürger ihr Vorhaben ohne Rei-

berien verwirklichen können. Für Rolf Dähler ist dieser Schluss «gesucht»: Die Diskussion um den Schönberg sei vielmehr entfacht worden, weil das nahe gelegene Zentrum Paul Klee – es wurde 2005 eröffnet – mit dem Bus erschlossen werden sollte. Die Stadt habe sich auf den Standpunkt gestellt, dass es «Unsinn» sei, die Buslinie zu verlängern, ohne im Schönberg zu bauen. Ein Ortsbus als Anstoss für eine Überbauung? Auch das scheint etwas «gesucht». Doch Dähler wischt den Einwand vom Tisch: Tschäppät sei es nicht von Anfang an um private Interessen gegangen. Schliesslich wolle er «an jeder Ecke der Stadt bauen».

### Das Politische ist privat

Der Stadtpräsident selbst ist gegenüber der *Weltwoche* kurz angebunden: Er habe keine Zeit für Fragen, alle Vorwürfe seien «lächerlich». Klar ist: Das Bewilligungsverfahren lief reibungslos, wie das bei Projekten dieser Grössenordnung eher selten vorkommt, und Tschäppät erhielt unter zahlreichen Bewerbern den Zuschlag für seine Parzelle. Ein Insider, der mit dem Projekt vertraut ist, versichert: Tschäppät habe weder Einfluss genommen, noch sei er bevorzugt worden. Der höchste Berner, so scheint es, ist ein Glückspilz: Durch wundervolle Zufälle kam er zu einer der schönsten Wohnungen.

Seinen Wunsch, auf dem Schönberg heimisch zu werden, verhehlte das Stadtoberhaupt nie. In seiner Rede zum Spatenstich feierte er das Projekt als Musterbeispiel für eine vorbildliche Stadtentwicklung, das zur «Linderung der Wohnungsnot» beitrage. Nebenbei liess Tschäppät alle Anwesenden wissen, dass es ihm dort sehr gefallen würde. Dabei ist «Schönberg Ost», wie die Überbauung offiziell heisst, in seinen eigenen Reihen umstritten. Schliesslich wird für wenige Einwohner viel Boden (80 000 Quadratmeter) überbaut. SP-Politikerin Sabine Scharrer kritisierte das Projekt als «abschreckendes Beispiel» für die Stadtplanung, wie die *Berner Zeitung* am 5. März berichtete. Für Tschäppät, der sich gerne als Kämpfer für sozialen Wohnungsbau inszeniert, ist das offenbar kein Problem. Ebenso wenig stört ihn, dass im Schönberg jene zum Zug kommen, die kaum Not leiden müssen – Leute wie er zum Beispiel.

Denn der 60-Jährige verdient ordentlich: Seit seiner Wahl in den Gemeinderat (2001) und ins Stadtpräsidium (2005) kassiert er 225 000 Franken im Jahr. Bald könnten es 270 000 sein, wenn die rot-grüne Exekutive mit ihrem Ansinnen, die eigenen Löhne zu erhöhen, durchkommt. Daneben durfte der Sozialdemokrat immer auf lukrative Nebenjobs zählen. 1991 bis 2003 sass er im Nationalrat, und von 1993 bis 2005 kassierte er als Präsident des Kaufmännischen Verbands zwischen 60 000 und 100 000 Franken (nach eigenen Angaben; laut dem SVP-nahen Bund der Steuer-

zahler waren es 20 000 mehr). Seit Oktober 2011 kommt wieder Sitzungsgeld dazu, weil der höchste Berner wieder in den Nationalrat nachgerutscht ist – wobei er angeblich 75 Prozent seines Lohns der Stadt abliefern.

Ursprünglich wollte «Stapi Tschäppu» sogar auf zwei Baufeldern investieren, was ihm aber verwehrt blieb. Jetzt darf er immerhin darauf hoffen, dass der Wert seiner zwei Wohnungen steigt. Die Chancen stehen gut: Die Aussicht ist unverbaubar, und die benachbarte Autobahn A6 – sie ist im Schönberg der einzige Störfaktor – könnte in einigen Jahren unter die Erde verlegt werden. Der Stadtpräsident betrachtet den Rückbau der Autobahn zu einer Stadtstrasse als «einmalige Chance», wie in der *Berner Zeitung* unlängst zu lesen war. Eine Chance, von der auch er profitieren würde. Allerdings liegt die Entscheidung beim Bund.

Das Politische, so viel steht fest, ist bei Tschäppät vom Privaten manchmal schwer zu

### Ursprünglich wollte «Stapi Tschäppu» sogar auf zwei Baufeldern investieren.

trennen. Passt dieses Verhalten zu seiner Partei, die mit dem klassenkämpferischen Spruch «Stadt für alle statt für wenige» um Stimmen buhlt? Die Stadtberner SP-Präsidentin Flavia Wasserfallen sieht kein moralisches Problem: «Er ist ein freier Mensch und darf sich doch wohl noch eine Wohnung kaufen», sagt sie. Sein Umzug sei sogar sozial, denn nun werde sein altes Haus im Merzenacker frei für Familien.

Thomas Fuchs, SVP-Grossrat, hat für Tschäppäts Coup dagegen bloss ein müdes Lächeln übrig: «Das passt zu ihm.» Stossend findet er, dass der Stadtpräsident im Schönberg einen Elan an den Tag gelegt habe, den er bei anderen Projekten kaum zeige. Bezeichnend sei auch, dass er sich jetzt für eine Überdachung der Autobahn einsetze. Die SVP fordere das seit Jahren, sei aber bisher auf taube Ohren gestossen. Doch so sei es nun mal in Bern, meint Fuchs: «Berner Politiker haben sich schon immer die besten Liegenschaften gesichert.» Das gelte für Linke genauso wie für Bürgerliche.

Tatsächlich wohnen gewisse Berner Politiker nicht – sie residieren. So geniesst alt Regierungsrat Ueli Augsburger (SVP) seinen Ruhestand in einem gelben Schlösschen, mitten im noblen Kirchenfeld-Quartier. Und die grüne Nationalrätin Therese Frösch, die bis 2003 als Finanzdirektorin der Stadt Bern amtierte, hat sich in der Länggasse ein altes Herrschaftshaus aus dem städtischen Wohnbaufonds gesichert.

Doch keiner bediente sich so schamlos und selbstverständlich wie Tschäppäts Vorgänger Klaus Baumgartner, genannt der «blonde Bär», der die Hauptstadt von 1993 bis 2004 regierte. Der Sozialdemokrat bewohnte eine Sechszimmerwohnung – in einer herrschaftli-

chen Villa mit parkähnlichem Umschwung an der Laubeggstrasse. Die Wohnung gehörte der Stadt, weshalb der rote Regent pro Monat gerade mal 2883 Franken Miete bezahlte – ein angemessener Preis, wie er fand. Denn als die Stadt die Miete auf 3800 Franken erhöhen wollte, intervenierte der «blonde Bär» prompt beim Mietgericht. Die Sache kam aus, Baumgartner erntete Spott und Kritik, gerade auch von seiner eigenen Partei, die sich mit wütenden Protesten ihrer Klientel konfrontiert sah. Baumgartner hatte nämlich als Vizepräsident des städtischen Wohnbaufonds selber beschlossen, kostendeckende Mieten für gemeindeeigene Wohnungen einzuführen.

So sahen sich IV-Rentner und alleinerziehende Mütter zum Teil mit Zinserhöhungen von bis zu 100 Prozent konfrontiert. Doch Sozialdemokrat Baumgartner sah nicht ein, was er falsch gemacht haben sollte, im Gegenteil. Sein «Gerechtigkeitsempfinden» sei durch die Preiserhöhung verletzt worden, sagte er an einer Pressekonferenz. 10 000 Franken Mehrkosten seien auch für ihn – er kassierte jährlich 250 000 Franken – «kein Pappenstiel». Und überhaupt sei die Wohnung in einem schlechten Zustand, riesle ihm doch beim Duschen der Gips aufs Haupt. Mit anderen Worten: Man sollte ihm dankbar sein, dass er in dieser Lotterbude wohnte. Als der Druck zu gross wurde, räumten die Baumgartners am 31. Oktober 2001 ihr Haus und zogen in eine idyllische Siedlung bei Bümpliz. Seine beiden Söhne fanden ebenfalls ein gutes Plätzchen: Sie bekamen günstige städtische Wohnungen in Ausserholligen, für die es lange Wartelisten gibt (jedenfalls für Normalsterbliche).

Alexander Tschäppäts Verhalten ist vor diesem Hintergrund als Fortschritt zu werten: Er lebt seinen Wohntraum zumindest nicht auf Kosten der Allgemeinheit. ○

## v.FISCHER Immobilien

Wir vermieten per 1. August 2012 an der **Kramburgstrasse 10 in 3006 Bern** eine grosszügige helle Gewerbeliegenschaft.

- 10 repräsentative Räume (5 – 27 m<sup>2</sup>)
- 1 Konferenzraum (45 m<sup>2</sup>)
- 3 Toilettenanlagen
- Küche
- Balkon und Umschwung (geeignet für Events)
- Keller, Archiv und Estrich

**Netto-MZ CHF 7350.00 + HK/NK**

Verlangen Sie unsere Dokumentation oder vereinbaren Sie eine unverbindliche Besichtigung unter 031 326 00 55\* oder [claudia.hari@vfischer.ch](mailto:claudia.hari@vfischer.ch)

[www.immobilien.vfischer.ch](http://www.immobilien.vfischer.ch)  
[www.immobern.ch](http://www.immobern.ch)

# Wie der Vater, so die Söhne

Die Steuerverwaltung des Kantons Thurgau gleicht einem Familienbetrieb. Gleich drei Söhne des Amtschefs Jakob Rüttsche stehen oder standen auf der Lohnliste. Das Erstaunliche daran ist: Niemanden in «Mostindien» scheint das zu stören. *Von Christoph Landolt*



«Nicht so kritisch»: SVP-Ständerat Eberle.



«Stolz, wenn der Filius erfolgreich ist»: Amtschef Rüttsche.

Wenn sich der Veranlagungsexperte Ciril Rüttsche über seinen Vorgesetzten bei der Thurgauer Steuerverwaltung ärgert, muss er keinen Dienstweg gehen: Er kann sich direkt am Familientisch beschweren. Denn der Chef seines Chefs, der Leiter der Thurgauer Steuerverwaltung, ist gleichzeitig sein Vater, Jakob Rüttsche. Die anderen Familienmitglieder werden sich ob den Geschäftsinterna nicht langweilen: Cirils Bruder Ivan arbeitet ebenfalls bei der Thurgauer Steuerverwaltung. Und auch der dritte Bruder, Ronny, hat seine Brötchen im Amt seines Vaters verdient, ehe er sich in Wilen TG mit einem Treuhandbüro selbständig machte.

«Daran ist doch nichts Böses», sagt Peter Küttel, bis 2004 Chef der Thurgauer Steuerverwaltung und damit Rüttsches Vorgänger. Die Aussage erstaunt wenig, denn Küttel hat ebenfalls Söhne – zwei Steuerexperten, die

beide während der Amtszeit ihres Vaters in die Dienste der Steuerverwaltung eintraten, wo der eine, Oliver, immer noch tätig ist. Es ist im Thurgau also kein neues Phänomen, dass die Söhne im gleichen Amt wie der Vater arbeiten, sondern langjährige, eingeübte Praxis.

## Verdacht auf Nepotismus

Liegt das daran, dass die beiden Spitzenbeamten inspirierende Väter waren und den Nachwuchs für ihr Metier, das Steuerrecht, begeistern konnten? Oder ist diese innerfamiliäre Ämtervergabe ein klassischer Fall von Vetternwirtschaft? Tatsächlich ist der Thurgau kein kleiner Bergkanton, in dem alle miteinander verwandt sind, sondern ein mittlerer Stand mit 250 000 Einwohnern. Allein die Tatsache, dass fünf Söhne von zwei Amtschefs in der gleichen Behörde angestellt wurden, nährt den Verdacht auf Nepotismus. Wäre diese Kon-

zentration von Familienmitgliedern in einem Amt reiner Zufall, wäre das ein grosser Zufall.

Politisch (mit)verantwortlich für den staatlichen Familienbetrieb ist der heutige SVP-Ständerat Roland Eberle, der 2000 bis 2006 Thurgauer Finanzchef war. Landesweit bekannt wurde Eberle im Jahr 2000 als offizieller, jedoch gescheiterter Bundesratskandidat. Wann und unter welchen Umständen die Söhne von Steueramtschef Küttel und seinem Nachfolger Rüttsche eingestellt wurden, daran kann sich Eberle «nicht mehr im Detail erinnern». Alle hätten aber entsprechende Ausbildungen gehabt und seien ihrem Vater nie direkt unterstellt gewesen. Nichts habe gegen ihre Einstellung gesprochen, denn es gäbe schliesslich «keine Sippenhaft». Das Reglement sehe einzig vor, dass bei Einstellungen von Familienmitgliedern der zuständige Departementschef informiert werden müsse. Als

Finanzchef habe er damals «nichts dagegen gehabt und unterschrieben», sagt Eberle.

«Ich würde es nicht anders machen», sagt auch Bernhard Koch (CVP), Eberles Nachfolger im Departement Finanzen und Soziales. Der Amtschef könne seine Söhne nicht ohne weiteres im Amt installieren, «alles muss über das Personalamt und über mich laufen». Glaubt man Eberle und Koch, lief formell also alles korrekt ab. Überprüfen lässt sich das nicht. Das Thurgauer Departement für Finanzen und Soziales will zu den damaligen Vorgängen keine Angaben machen, «aus Gründen des Daten- und Persönlichkeitsschutzes», wie Generalsekretär Mario Brunetti erklärt.

Keine Angaben gibt es auch zur Frage, ob die Stellen ausgeschrieben wurden und ob noch andere Bewerbungen eingegangen sind. Dies liege teils mehr als zehn Jahre zurück und könne in der verfügbaren Zeit nicht mehr abgeklärt werden, sagt Brunetti. Da offene Stellen «in der Regel» öffentlich ausgeschrieben würden, sei es aber «durchaus möglich, dass in den fraglichen Fällen die Stellen mindestens teilweise nach Ausschreibung besetzt wurden».

### Es geht um Macht und Einfluss

Dass die Kinder eines Amtschefs in dessen Amt arbeiten, ist für Finanzchef Bernhard Koch kein Problem, denn wichtig sei, dass das Amt gute Arbeit leiste. «Jakob Rütsche ist ein ausgezeichneter Amtschef, der viel von seinen Mitarbeitern verlangt. Die Steuerverwaltung funktioniert hervorragend.» Auch Kochs Vorgänger Eberle lobt sein einstiges Amt. «Ich würde das nicht so kritisch sehen.» Die Söhne von Rütsche und Küttel seien ans Steuerrecht gebunden, sagt Eberle. Überdies werde die Arbeit der Steuerverwaltung von der Steuerrekurskommission kontrolliert, einer unabhängigen richterlichen Instanz. «Es gibt also kein direktes Risiko, dass die familiäre Beziehung irgendwelche Bevorteilungen nach sich ziehen könnte.»

Das Problem liegt jedoch nicht in der Auslegung des Steuerrechts, sondern in der Tatsache, dass die Thurgauer Steuerverwaltung,

überspitzt, einem Familienbetrieb gleicht. Auch die Vergabe eines gut bezahlten Beamtenjobs kann eine Bevorteilung darstellen. Geht es dabei um Familienangehörige, ist es Vetternwirtschaft.

Fest steht, dass die Söhne von Rütsche und seinem Vorgänger Küttel attraktive Posten bekleiden: Alle sind sie als Veranlagungsexperten angestellt. Bei diesem Job ist das Arbeitsumfeld besonders abwechslungsreich, denn Veranlagungsexperten haben nicht nur ein Büro in der Zentrale, sondern kommen im ganzen Kanton herum. Bei komplizierten Steuerfällen in den Gemeinden entscheidet letztlich der kantonale Veranlagungsexperte, was wiederum Macht und Einfluss bedeutet. Anders als vergleichbare Jobs in der Privatwirtschaft ist eine Beamtenstelle zudem absolut krisensicher.

Wie viel die Söhne des Chefs verdienen, will man beim Personalamt aus Datenschutzgründen nicht verraten. Gemäss kantonaler Besoldungsverordnung werden Veranlagungsex-

### Sogar die SVP sieht sich im Thurgau als staatstragende, sogenannt konstruktive Kraft.

perten in den Lohnklassen 16 bis 22 eingestuft. Dabei geht es nicht nur um die Dienstjahre, wie Personalchef Linus Lüthold erklärt. Auch junge Mitarbeiter könnten bei entsprechender Leistung die höheren Lohnklassen erreichen. Ein sogenannter Fachexperte 2 verdient dabei bis zu 154 000 Franken pro Jahr.

### Die Grenzen der väterlichen Strenge

Das eigentlich Erstaunliche an der Thurgauer Steuerverwaltung ist, dass in den familiären Banden niemand ein Problem sieht. Während ein Chef eines Bundesamts, der seinem Schwiegersohn zu einer Stelle beim Staat verhilft, es letzten Sonntag in die Titelgeschichte auf der Front der *Sonntagszeitung* geschafft hat, reagieren die Thurgauer Politiker auf die Situation beim kantonalen Steueramt mit Achselzucken. Die angefragten Mitglieder der Ge-

schäftsprüfungskommission (GPK) sind sich ausnahmslos einig: Solange der Laden läuft, gibt es keinen Grund hinzuschauen.

SP-Kantonsrat und Unia-Funktionär Heinz Herzog sagt, er habe aus der Steuerverwaltung «noch nie etwas Schlechtes gehört». Sein SVP-Kollege Kurt Baumann findet, «dass es das auch in Unternehmen gibt, und dort ist man stolz, wenn der Filius erfolgreich ist». Den Vergleich mit der Privatwirtschaft zieht auch FDP-Kantonsrätin Heidi Grau. Dass in einer Staatsverwaltung mit den Zwangsabgaben der Steuerzahler gewirtschaftet wird – diese Unterscheidung macht in «Mostindien» offenbar keiner. Die Thurgauer Parlamentarier identifizieren sich mit dem Staat wie Erben mit dem Familienunternehmen.

Hinzu kommt, dass sich im Thurgau sämtliche Parteien – auch die SVP – als staatstragende, «konstruktive» Kräfte verstehen. Bei einer solchen Harmonie ist die Gefahr jedoch gross, dass Legislativpolitiker und Medien ihre Kontrollfunktion vergessen. Ein Paradebeispiel dafür ist der oberste Aufseher der Regierung, GPK-Präsident Norbert Senn (CVP). Er kann sich nicht vorstellen, dass die enge familiäre Bande zwischen Amtschef und Mitarbeitern heikel ist, im Gegenteil. «Wenn schon, ist der Amtschef seinen eigenen Kindern gegenüber vermutlich eher strenger.»

Doch was, wenn väterliche Strenge einmal nicht genügt? Wenn einer der angestellten Söhne an den Anforderungen scheitert?

Ehemalige Mitarbeiter der Thurgauer Steuerverwaltung erzählen, dass einer der *fils à papa* den Anforderungen nicht gewachsen gewesen sei. Einige sprechen von einem Unfall, welcher den Sohn arbeitsunfähig gemacht habe. Andere bezeichnen ihn als «Sozialfall», der «nicht ganz hundert» gewesen sei. Tatsache ist, dass der Sohn während Jahren angestellt blieb, obwohl er den Anforderungen des Amtes nicht gerecht werden konnte. Die zuständige Abteilungsleiterin habe sich intern beklagt, heisst es. Sich offiziell zu beschweren, traute sie sich nicht – sie hätte sich beim Vater über dessen Sohn beschweren müssen. ○



«Ein klares Zeichen für Eigentumsfreiheit und Vernunft setzen!»

Nationalrat Jean-François Rime,  
Präsident sgV

sgv  usam

Referendumskomitee «Nein zur missratenen Revision des Raumplanungsgesetzes»  
Postfach 8166, 3001 Bern

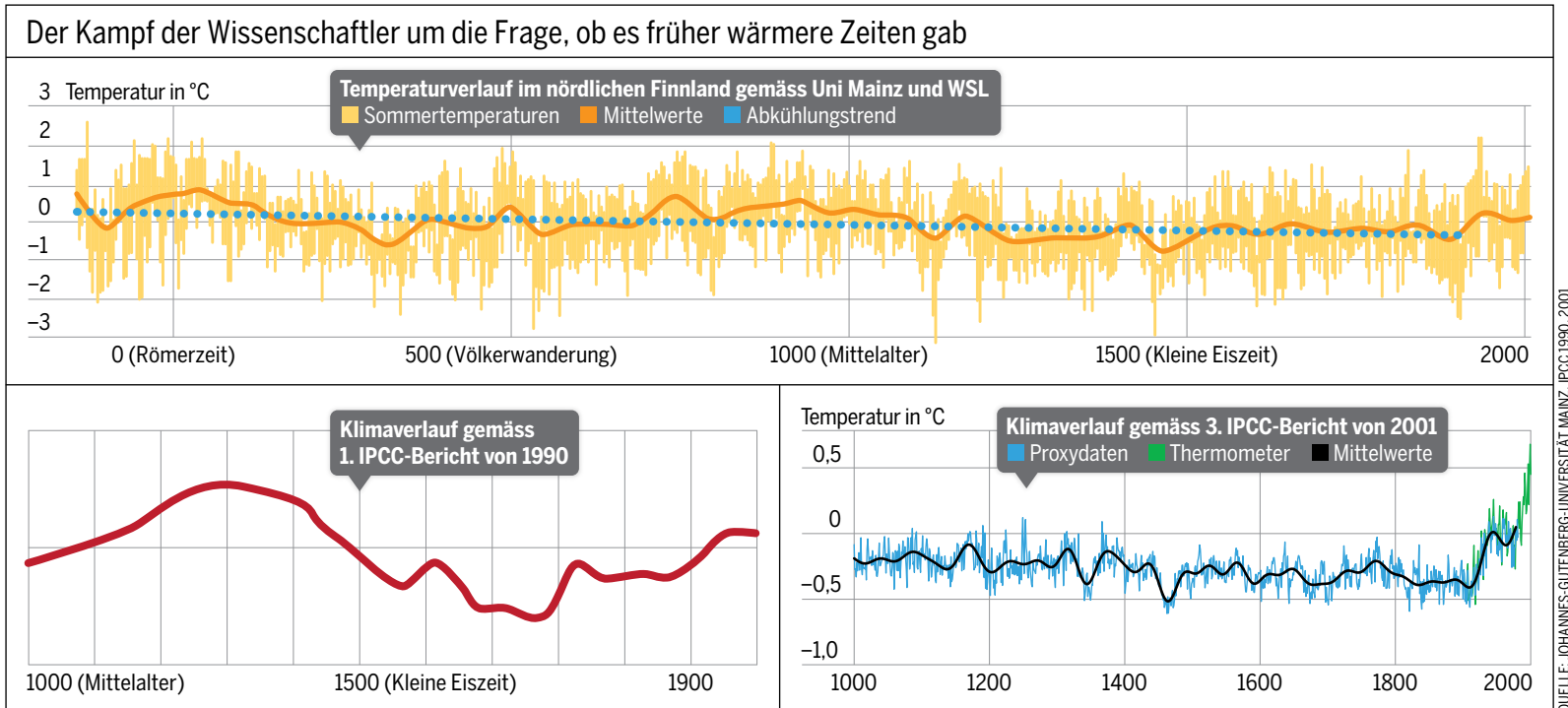
Jetzt unterschreiben!

Referendum  
gegen das missratene  
Raumplanungsgesetz

[www.rpg-revision-nein.ch](http://www.rpg-revision-nein.ch)

# Sensation wider Willen

Schweizer und deutsche Klimaforscher haben nachgewiesen, dass sich die Erde in den letzten 2000 Jahren abgekühlt hat. Die Studie stellt die Grundlagen der bisherigen Wissenschaft in Frage. Sie sorgt international für mehr Aufsehen, als den Forschern lieb ist. *Von Markus Schär*



Oben: Die neueste Untersuchung belegt einen 2000-jährigen Abkühlungstrend und widerspricht den bisher gültigen Klima-Statistiken (unten).

«Wie schaffte es diese Studie je durch die Begutachtung?», fragte ein Scherzbold in einem Blog. Die witzige Bemerkung hat einen ernsten Hintergrund: Was Wissenschaftler der Uni Mainz und der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) letzte Woche in der Zeitschrift *Nature Climate Change* veröffentlichten, stellt die Grundlagen der Forschung in Frage, die der Uno-Klimarat IPCC seit zwanzig Jahren betreibt. Doch die Autoren selber wollen dies verhindern und kommunizieren deshalb ganz vorsichtig – um nicht zu sagen: halb gelogen.

Tatsächlich handelt es sich um eine Sensation. «Heiliges Römisches Reich! This is big», schwärmte ein Kommentator auf dem führenden Klimablog «Watts Up With That». Dabei untersuchten die Wissenschaftler denkbar unspektakuläres Material. Weil die Messungen mit Thermometern nur bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen, müssen sich die Klimaforscher mit sogenannten Proxys behelfen, also mit Relikten, die Aufschluss über die Entwicklung der Temperaturen geben. Am häufigsten benutzen sie dafür jahrhundertealte Bäume, weil die bekannte Regel gilt: Je wärmer und feuchter das Klima, desto dicker der Jahrring. Die Forscher aus Mainz und Birmensdorf untersuchten Föhren, die seit Jahrhunderten in Seen im finnischen Lappland lagen. Damit

konnten sie erstmals die Temperaturen zurück bis 138 vor Christus präzise berechnen, «in bisher nicht erreichter Qualität» – und mit einem verblüffenden Resultat.

Der Computer-Chart zeigt nämlich, auch für den Laien unübersehbar, einen 2000-jährigen Abkühlungstrend, den die Wissenschaftler nur nicht bis heute durchzogen, weil dies die Messmethode nicht zulies. Und er zwang den Teamchef, den Mainzer Professor Jan Esper, zur Feststellung: «Wir fanden, dass frühere Schätzungen der Temperaturen in Römerzeit und Mittelalter zu tief waren.» Was der Experte nicht aussprach, sieht der Laie ebenfalls von blossem Auge: Es war in Römerzeit und Mittelalter nicht nur wärmer als bisher angenommen (jedenfalls von den IPCC-Wissenschaftlern), sondern sogar wärmer als heute. Das aber darf nicht sein. Denn zu diesen Zeiten erzeugten die Menschen noch kaum zusätzliches CO<sub>2</sub> – der Konsens des IPCC, dass die Klimaerwärmung vom menschengemachten CO<sub>2</sub> kommt, kann also nicht stimmen.

Die Paläoklimatologie, die Erforschung des Klimaverlaufs in den vergangenen Jahrtausenden, ist deshalb das grösste Schlachtfeld der Klimaforschung. Bis vor zehn Jahren wussten die Historiker noch, dass es in der Geschichte stets starke Temperaturschwankungen gab. So zeigt der Archäologe Ian Morris in

seiner brillanten Synthese «Wer regiert die Welt?», dass einige Zivilisationen wegen des Klimawandels untergingen, und zwar durchwegs wegen Klimaabkühlungen. Dennoch befürchtet er wegen der prophezeiten Klimaerwärmung die grösste Katastrophe für die Menschheit.

## Abkühlung bis ins 19. Jahrhundert

Jeder Schüler könnte wissen, dass es im Hochmittelalter wärmer war. Die Wikinger fuhren damals nach Grönland, nannten es «grünes Land» und legten Gräber an, die heute noch unter dem Eis liegen. Und die Walser siedelten in den Alpen in unwirtlichen Krächen, wo sich heutige Touristen fragen, wie da jemals Menschen überleben konnten. Gemeinhin bekannt ist aber auch, dass nach der hochmittelalterlichen Warmzeit in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aufgrund eines Rückgangs der Sonneneinstrahlung, eine kleine Eiszeit anbrach – mit verheerenden Folgen für die Zeitgenossen: Die Historiker erklären heute die Hexenjagden damit, dass die Menschen für Missernten und Viehseuchen Sündenböcke brauchten. Diese Abkühlung hielt bis ins 19. Jahrhundert an. Seither erwärmt sich das Klima wieder, bisher in hundert Jahren um 0,8 Grad – also so schnell wie noch nie, wie der IPCC meint.

Auch der Uno-Klimarat zeigte in seinem ersten Bericht von 1990 noch mittelalterliche Warmzeit und Kleine Eiszeit auf, auf einer hingekritzelten Skizze, bei der konkrete Temperaturangaben fehlen. Aber eben: Die IPCC-Forscher stellten schnell fest, dass sich ihr Konsens nicht halten liess, wenn es sich mit der Klimaentwicklung so verhielt. «Wir müssen die mittelalterliche Warmzeit loswerden», meinten sie deshalb im aufsehenerregendsten Satz von «Climategate», des veröffentlichten Mailverkehrs von führenden Klimaforschern im Herbst 2009. (Die Klimawissenschaft hält wenig von der Grundregel aller Wissenschaft, dass sich Thesen nicht bestätigen, sondern nur durch erfolglose Falsifikation erhärten lassen.) Der Wortführer, der Amerikaner Michael Mann, steuerte eine eigene Grafik bei, die im dritten IPCC-Bericht von 2001 und im Film «An Inconvenient Truth» von Nobelpreisträger Al Gore als zentrales Beweisstück diente: Sie zeigte die Form eines Hockeystocks, also einen fast unveränderten Klimaverlauf während des letzten Jahrtausends, aber einen einzigartig rasanten Temperaturanstieg seit 1900.

Wo blieben Warm- und Eiszeit? Mann erklärte sie zur regionalen Spezialität. Allerdings zeigten schon 2003 die Astrophysiker Willie Soon und Sallie Baliunas aufgrund der verfügbaren Studien aus aller Welt die Klima-

entwicklung in Europa als globales Phänomen: «Das 20. Jahrhundert ist wahrscheinlich nicht die wärmste und auch nicht eine besonders extreme Periode des letzten Jahrtausends.» Die «Climategate»-Verschwörer mobbten deshalb die Autoren sowie den Redaktor der Zeitschrift *Climate Research*. Für Mann noch verheerender fiel aber eine Studie des Bergbauanalysten Stephen McIntyre und

---

### «Das 20. Jahrhundert ist wahrscheinlich nicht die wärmste Periode des letzten Jahrtausends.»

---

des Wirtschaftsprofessors Ross McKittrick aus: Die beiden fachfremden, aber in Statistik geübten Experten zeigten, dass sich mit den Methoden von Mann aus beliebigen Daten ein Hockeystick fabrizieren liess.

Diese Kritik konnten die IPCC-Forscher als Attacke von «Klimaleugnern» abtun. Aber jetzt kommen die störenden Stimmen aus dem Konsens-Chor. Die Autoren der aktuellen Studie beteten deshalb in vorausweisendem Gehorsam das Dogma nach. Die WSL betitelte ihr Communiqué: «Nach 2000 Jahren Abkühlung in Nordeuropa folgte Erwärmung.» Die Medienmitteilung des ETH-Instituts verschwie, was die Steuerzahler auf seiner Grafik sehen könnten: dass der Abkühlungstrend

bis heute anhält, dass die Temperaturen innerhalb dieses Trends mehrmals so «moderat, aber stetig» anstiegen wie seit 1900 und – vor allem – dass es in der Römerzeit und im Hochmittelalter deutlich wärmer war als heute. Die Konklusion liess sich an Vorsicht kaum überbieten: «Diese Befunde sind von klimapolitischer Bedeutung, da sie die Beurteilung des aktuellen Klimawandels im Vergleich zu den historischen Warmphasen beeinflussen.»

Die Schweizer Medien mochten selbst dieses kastrierte Communiqué nicht verbreiten. Die aufschlussreiche Grafik erschien nirgends, nur *St. Galler Tagblatt* und *Südostschweiz* druckten die SDA-Meldung, die brav das WSL-Communiqué wiedergab. Der *Schweizer Bauer* vermeldete in der Rubrik «Feld und Stall»: «Römer hatten es wohl wärmer.» Und die beiden Leitblätter der Klimaforscher, die jede Studie feiern, welche die Apokalypse näher kommen lässt? Der *Tages-Anzeiger* gab der Meldung zwanzig vage Zeilen, die *NZZ* nahm sie (bis Redaktionsschluss) nicht zur Kenntnis.

Was meinen die Forscher zum Aufsehen, das ihre Studie international erregt? Die WSL gibt als einzigen Kontakt Privatdozent Ulf Büntgen an, «im Ausland erreichbar». Er schreibt auf eine Mail mit sieben konkreten Fragen zurück: «Ich habe Ihre Mail erhalten, bin jedoch bis zum 22. Juli auf Grönland und kann daher nicht detailliert antworten.» o



**RADIO  
MONTE  
CARLO**

**C'EST CHIC**

Im Kabelnetz oder auf  
[www.radiomontecarlo.ch](http://www.radiomontecarlo.ch)

# Teure Schocktherapie

Die FDP verlangt die Abschaffung der obligatorischen Weiterbildungskurse nach bestandener Führerprüfung. Die Lektionen seien «Geldmacherei auf Kosten der Jungen». Befürworter wenden ein, dank der Zwangsweiterbildung gebe es weniger Unfälle. Tatsächlich? *Von Alex Reichmuth*



*Gefährliche Situationen...*



*...und banale Botschaften.*



*Skeptische Kursteilnehmer...*



*...und bleibende Eindrücke: Kurstag für Neulenker in Dübendorf.*

«Keine Sippenhaftung für Neulenker». Unter diesem Titel hat der Berner FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen vor kurzem im Parlament die Abschaffung der obligatorischen Weiterbildungskurse nach der Führerprüfung verlangt. Auch die Jungfreisinnigen sammeln Unterschriften für eine Petition mit demselben Ziel. Seit 2005 bekommen Neulenker nach bestandener Führerprüfung ihr Billett nur auf Probe. Die definitive Fahrerlaubnis gibt es erst nach drei Jahren, sofern sie in dieser Zeit keine schweren Verkehrsdelikte begehen und zwei Kurstage zur Weiterbildung absolvieren.

Die Freisinnigen meinen, in diese beiden Ausbildungskurse müsse man nur Fahrer mit fehlerhaftem Verhalten schicken. Denn das Obligatorium für alle koste die Neulenker jährlich insgesamt über fünfzig Millionen Franken und sei «Geldmacherei auf Kosten der Jungen». Lernen die Neulenker in den Weiter-

bildungskursen tatsächlich nichts Neues, wie die FDP behauptet?

Wohlen, acht Uhr morgens. Kursleiter Daniel Menzi begrüsst zwölf junge Frauen und Männer zum Kurstag eins in den Räumlichkeiten des Unternehmens Driveswiss. Menzi arbeitet für 2PA (was für 2-Phasen-Ausbildung steht), eine Tochterfirma von Driveswiss und dem Aargauer Fahrlehrerverband. Die Stimmung ist unterkühlt, die Teilnehmer sind nicht freiwillig hier. Nach einer ausführlichen Vorstellungsrunde («Welches ist dein Wunschfahrzeug?») schreiben die Teilnehmer ihre Erwartungen an den Kurs auf Zettel und pinnen diese an die Wand. Es fallen Begriffe wie «Aqua-planing» und «Schleudern».

«Was tun, wenn plötzlich ein Hindernis auf der Strasse auftaucht?», fragt der Moderator nach einer halben Stunde. Die richtige Antwort: «Voll bremsen.» Viele Fahrer bremsen

trotz Gefahr aber nur zögerlich, sagt Menzi – weil sie irriterweise Auto und Passagiere schonen wollten oder nicht wüssten, wie das Fahrzeug reagiere. «Das Auto bewegt sich bei einer Vollbremsung aber immer nur geradeaus.»

## **Voll uf d Chlötz**

Nun geht es nach draussen. Neben dem Kurslokal befindet sich ein Rundkurs von etwa 300 Meter Länge. Der Kursleiter demonstriert, wie man die richtige Sitzposition einstellt. Er mimt Fahrer, die aus ungeeigneter Haltung lenken, und erntet einige Lacher. Anschließend schickt Menzi die Teilnehmer in ihrem eigenen Fahrzeug auf eine Slalomfahrt um Leitkegel. Da die Teilnehmer sich in dieser Übung entgegenfahren müssen, bereitet sie einige Mühe. Abstände optimieren und Handzeichen geben, damit der Verkehr regelmässig fliesst, heisst die Losung des Moderators.



Schliesslich läuft es besser, sogar als sich alle zwölf Fahrzeuge gleichzeitig an der Slalomfahrt beteiligen.

Zurück im Schulungsraum, geht Daniel Menzi auf Unfallursachen ein. Fast immer ist der Mensch schuld, lautet das Fazit – nicht nur bei Alkoholkonsum, übersetzter Geschwindigkeit oder Müdigkeit, sondern auch, wenn er nicht auf geeignete Bereifung achtet oder trotz Eis zu schnell fährt. Anschliessend müssen die Teilnehmer darüber nachdenken, welche physischen, psychischen und finanziellen Folgen ein Unfall für alle Beteiligten haben kann. Menzi redet den jungen Leuten ins Gewissen und zeigt ihnen ein Fahrzeugwrack, das hinter dem Kurslokal steht. Es stammt von einem Unfall mit tödlichen Folgen.

Bei der nächsten praktischen Übung müssen die Neulenkler den Bremsweg schätzen, den sie bei Tempo dreissig und sechzig benötigen. Es zeigt sich, dass die meisten ihre Vorgabe nicht einhalten können, selbst wenn sie voll *uf d Chlötz* gehen. Trotz kurzweiligem Unterricht bleiben die meisten Kursteilnehmer skeptisch. Einige versuchen zwar, das Positive zu sehen. «Noch cool», meint eine junge Frau auf Nachfrage, «es schadet nicht.» Andere verbergen ihre Ablehnung nicht. Besonders die Kosten von 730 Franken für die beiden Kurstage stossen ihnen sauer auf. «Ich bin noch in der Lehre – das ist unheimlich viel Geld für mich», beschwert sich ein Teilnehmer.

#### «Existenzminimum bis ans Lebensende»

Am Nachmittag geht es um Minimalabstände. Jeweils zwei Teilnehmer müssen einander im Auto folgen, mit einer Wagenlänge Abstand. Der vordere Fahrer ist aufgefordert, plötzlich voll zu bremsen. Es zeigt sich, dass der hintere Fahrer niemals in der Lage ist, sein Fahrzeug rechtzeitig zum Stillstand zu bringen – zum Glück fährt man in der Übung auf versetzten Spuren. Einen bleibenden Eindruck sollen auch die Kurvenfahrten auf nasser Unterlage hinterlassen. Wer zu schnell in die Kurve kommt, hat keine Chance, diese zügig zu befahren, sondern muss stark abbremsen oder rutscht weg.

Ein weiteres Thema sind die Kosten von schweren Unfällen, die schnell mehrere Millionen Franken betragen. «Wenn die Haftpflichtversicherung Regress nimmt, etwa weil Alkohol im Spiel war», sagt Menzi, «dann bedeutet das für den Unfallverursacher oft, bis ans Lebensende mit dem Existenzminimum auskommen zu müssen.» Ob die Botschaft den jungen Leuten Eindruck macht, ist schwer zu erkennen. Um Viertel vor fünf ist Kursschluss. Die Teilnehmer bekommen eine Bestätigung, die sie beim Strassenverkehrsamt einreichen müssen.

«Für junge Leute ist es oft schwierig, den Nutzen der Weiterbildungskurse zu erkennen», gibt Rolf Pfeiffer zu, Geschäftsführer

von zPA. Dennoch seien diese Kurstage wichtig für mehr Sicherheit auf der Strasse. In den letzten Jahren seien die Anforderungen im Verkehr gestiegen. «Es sind viel mehr Autos unterwegs. Zudem ist die gesellschaftliche Akzeptanz von fragwürdigem Verhalten, etwa Alkohol am Steuer, gesunken.» Darum hinke das Argument, die Neulenkler hätten früher auch ohne Weiterbildung zu einem verantwortungsvollen Fahrstil gefunden. Die Fortbildungstage wieder abzuschaffen, wäre ein «falsches Signal an die Jungen», so Pfeiffer.

Für gefährliche Verkehrssituationen sensibilisieren lautet das Ziel des Kurstages, den die *Weltwoche* in Wohlen mitverfolgt hat. Wer sich als Lenker nicht bewusst war, dass knappe Abstände, übersetzte Geschwindigkeit oder der Konsum von Drogen und Alkohol das Risiko von Unfällen erhöhen, hat hier Neues erfahren. Die praktischen Übungen auf dem Rundkurs sind durchaus geeignet, entsprechende Einsichten zu vertiefen. Wer als Neulenkler jedoch schon vorher einen verantwortungsvollen Fahrstil pflegte, lernt wenig in diesem Kurs. Die meisten der vermittelten Botschaften sind Banalitäten.

#### «Die gesellschaftliche Akzeptanz von fragwürdigem Verhalten im Verkehr ist gesunken.»

Eine Umfrage des Schweizer Fahrlehrerverbands hat Ende letzten Jahres ergeben, dass bis zu 80 Prozent der Neulenkler unfähig sind, die Geschwindigkeit anzupassen. Fast neunzig Prozent von ihnen haben offenbar Mühe mit der Rechtsvortritt-Regel. Die Resultate sind mit Vorsicht aufzunehmen, weil sie von denjenigen zusammengetragen wurden, die ein wirtschaftliches Interesse an Fahrausbildung haben. Doch selbst falls sie zutreffen, spricht das nicht für Weiterbildungskurse. In diesem Fall läuft vielmehr bereits bei der Führerprüfung etwas schief. Fahrer, die den Rechtsvortritt missachten und kein Gefühl für überhöhte Geschwindigkeit haben, dürfen keine Fahrerlaubnis bekommen – auch keine provisorische.

Wissenschaftliche Studien zur Wirksamkeit der Neulenkler-Weiterbildung liegen noch nicht vor. Aber der Anteil der Unfälle, an denen Neulenkler beteiligt sind, ist zwischen 2006 und 2011 von 15,2 Prozent auf 13,6 Prozent gesunken. Grund für die Abnahme dürfte jedoch kaum die obligatorische Weiterbildung sein, sondern vielmehr, dass Neulenkler der rasche Entzug des Führerausweises droht. 2011 mussten 1625 von ihnen den Ausweis wegen Delikten im Strassenverkehr wieder abgeben – 17 Prozent mehr als im Jahr zuvor. Die Aussicht, wieder bei null anfangen zu müssen, um die Fahrerlaubnis zu erlangen, macht bestimmt mehr Eindruck als Brems- und Kurvenübungen auf einem Rundkurs. ○

## Politik

### «Prüfenswert»

#### Der FDP-Vorstoss gegen die Neulenklerkurse hat gute Chancen.

Wie stellen sich andere Parteien zur Forderung der Freisinnigen, die 2005 eingeführte obligatorische Weiterbildung für Neulenkler (siehe Text links) wieder abzuschaffen? Nichts von einer Abschaffung halten die SP und die Grünen. Die SP argumentiert mit der Sicherheit auf den Strassen und teilt Seitenhiebe aus: «Gerade die, die den Bau einer zweiten Gotthardröhre aus Sicherheitsgründen befürworten, sollten nicht Massnahmen im Bereich Sicherheit abbauen.» Ein Obligatorium nur für diejenigen Fahrer, die sich fehlerhaft verhalten, lehnen die beiden linken Parteien ebenfalls ab. «Es ist falsch, zu warten, bis etwas passiert», sagen die Grünen.

Gleicher Meinung ist die BDP, die die Forderung nach Abschaffung der Kurse als «populistisch» bezeichnet. Die FDP wolle sich auf diese Weise bei den Jungen «einschleichen». Die Kurskosten seien zwar beträchtlich, «aber wenn Junge sich das Autofahren leisten wollen, soll ihnen dies auch etwas wert sein».

Volle Unterstützung bekommen die Freisinnigen von der SVP. «Die SVP hat sich stets ablehnend zu solchen Kursen wie auch zum Fahrausweis auf Probe geäussert», schreibt die Volkspartei. Es gehe nicht an, wegen des Fehlverhaltens einzelner Fahrzeuglenker alle unter «Generalverdacht» zu stellen. Als «prüfenswert» bezeichnen die Grünliberalen die Forderung nach Abschaffung der Neulenklerkurse. Ein Obligatorium nur für Neulenkler, die ein fehlerhaftes Verhalten zeigen, «könnte durchaus Sinn machen» und «wäre im Sinne der Eigenverantwortung zu begrüssen». Ähnlich tönt es bei der CVP, die die Abschaffungsforderung als «nachvollziehbares Anliegen» sieht. Es müssten ja nicht alle bestraft werden, «nur weil sich einige falsch verhalten».

FDP und SVP verfügen im Nationalrat über insgesamt 84 von 200 Sitzen. Alleine bringen sie die Neulenklerkurse also nicht zu Fall. Entscheidend sind die Stimmen der CVP und der Grünliberalen (zusammen vierzig Sitze). Sollte ihre Skepsis gegenüber dem Obligatorium in Ablehnung umschlagen, etwa wenn eine künftige Auswertung keinen klaren Nutzen dieser Kurse zeigt, dürfte dieses fallen.

Alex Reichmuth

# Schuldenmüde Schweizer

Eine Befragung von Economiesuisse zeigt: Die Schweizer wollen keine neuen Staatsschulden. Erstmals spricht sich eine Mehrheit für eine Schuldenbremse auch bei den Sozialversicherungen aus. Das eröffnet Chancen für eine nachhaltige Sozialpolitik. *Von Florian Schwab*



*Immer weniger im Topf:* Ohne Einsparungen oder Mehreinnahmen wird die AHV gegen die Wand gefahren.

Nur etwas mehr als zwei Jahre ist es her, da hat das Volk die Senkung des BVG-Umwandlungssatzes mit überwältigenden 72,3 Prozent Nein-Stimmen regelrecht abgeschmettert. Die Pensionskassen sind somit verpflichtet, beim Bezug des Guthabens als Rente weiterhin einen Umwandlungssatz von 6,9 Prozent anzuwenden, der aus den Zeiten stammt, als das Sparen noch geholfen hat. Sollten die Zinsen dauerhaft bei nahezu null verharren, so wäre die Zweite Säule nach dem Bundesgesetz für Berufliche Vorsorge (BVG) implizit bankrott.

Schon heute beträgt der durchschnittliche Deckungsgrad aller Pensionskassen laut dem Vorsorgeanbieter der Kantonalbanken Swisscanto nur 97,1 Prozent. Das bedeutet, dass die Pensionskassen im Schnitt drei Prozent zu wenig Kapital haben, um die zu erwartenden Auszahlungen stemmen zu können. Besonders dramatisch ist die Lage bei den staatlichen Vorsorge-

einrichtungen, von denen sich zwei Drittel in einer Unterdeckung befinden (bei den Privaten beträgt der Anteil «nur» zwanzig Prozent).

## Rasanten Umdenken

Eine neue Befragung von Economiesuisse in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut GfS Bern, die der *Weltwoche* exklusiv vorliegt, deutet an, dass in der Bevölkerung seit dem BVG-Nein ein rasantes Umdenken eingesetzt hat: Erstmals seit der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse seinen sogenannten Finanzmonitor herausgibt, spricht sich eine klare Mehrheit der Befragten dafür aus, bei den Sozialversicherungen eine Schuldenbremse einzuführen. 63 Prozent bezeichnen den Vorschlag als «sinnvoll» oder als «sehr sinnvoll». In den beiden Vorjahren erlangte er mit jeweils 39 und 43 Prozent Zustimmung noch keine Mehrheit (siehe untere Grafik auf Seite 36).

Das bedeutet: keine Akzeptanz für Schulden bei der Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV), der Invalidenversicherung (IV), der obligatorischen Krankenversicherung (KVG) und der Arbeitslosenversicherung. (Nach der Beruflichen Vorsorge wird in der Umfrage nicht direkt gefragt, da sie zwar eine Zwangsabgabe, aber keine staatlich verwaltete Sozialversicherung ist, doch sind die Probleme von AHV und BVG sehr verwandt.)

## Gentinetta: Schuldenkrise als Weckruf

Eine Schuldenbremse ist eine Regel, die vorschreibt, welche Massnahmen zu welchem Zeitpunkt ergriffen werden müssen, um die Überschuldung zu verhindern, ein finanzpolitischer Autopilot, der gegebenenfalls die Notlandung einleitet, ohne auf die Begehrlichkeiten von Politikern und Leistungsempfängern zu achten.

Erstaunlich an den Ergebnissen ist die parteiübergreifende Unterstützung einer Schuldenbremse bei den Sozialversicherungen: Selbst SP-Wähler sind zu 55 Prozent der Meinung, eine Schuldenbremse für die Sozialversicherungen sei sinnvoll oder sehr sinnvoll. Besonders hoch ist die Zustimmung bei Anhängern der FDP (72 Prozent). Pascal Gentinetta, Direktor von Economiesuisse, führt den Meinungswandel im Vergleich zu den Vorjahren hauptsächlich auf die Verschuldungskrise in den umliegenden Ländern zurück: «Für die Schweizerinnen und Schweizer scheint sie ein Weckruf zu sein».

Die Umfrage behandelt nicht nur das Thema «Schuldenbremse bei den Sozialversicherungen», sondern diverse finanzpolitische Themen. Auch sonst sind die Ergebnisse der Economiesuisse-Befragung interessant:

**1 — Allgemeine Schuldenbremse:** Die bereits bewährte Schuldenbremse für den «normalen» Bundeshaushalt bleibt populär; nur 4 Prozent der Befragten wollen diese abschaffen, 83 Prozent setzen auch für die Zukunft auf die Schuldenbremse. Überhaupt sind Staatschulden gemäss der Umfrage zutiefst unbeliebt. Falls sich zukünftig Defizite im Bundeshaushalt abzeichnen, so will die überwiegende Mehrheit von 84 Prozent diese mit Leistungskürzungen gegenrechnen (siehe Grafik oben rechts auf der folgenden Seite). Ebenfalls eine klare Mehrheit möchte Überschüsse im Staats-

Ausgaben» zu senken. Im Gegensatz dazu fordern nur 12 Prozent der befragten Stimmbürger, der Staat solle «neue Aufgaben anpacken und Steuern erhöhen».

**4 — Vertrauen in die Behörden:** Ins Bild passt, dass die Befragten dem Staat beim Umgang mit Geld relativ wenig zutrauen. Mit der Aussage «Die Behörden haben die öffentli-

## Die Schweizer Bevölkerung befürwortet grundsätzlich eine restriktive Finanzpolitik.

chen Ausgaben ganz allgemein nicht im Griff» sind 22 Prozent voll einverstanden und 38 Prozent eher einverstanden, wie die Grafik oben links auf der Folgeseite illustriert.

**5 — Finanzpolitische Glaubwürdigkeit:** Das Misstrauen gegenüber den Behörden und der Politik kommt weniger zum Ausdruck, wenn nach der finanzpolitischen Glaubwürdigkeit bestimmter Akteure gefragt wird. Wie auch in der Vorjahresuntersuchung trauen die Befragten «Leuten wie Ihnen und mir» am ehesten über den Weg, doch auch «das Parlament als Ganzes», «Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf», der «Bundesrat als Ganzes» und sogar die «Gewerkschaften» erreichen durchs Band positive Werte. Bei den Wirtschaftsdach-

immerhin 46 Prozent sparen, während 48 Prozent der Meinung sind, es solle gleich viel ausgegeben werden wie bisher.

In sämtlichen anderen Politikbereichen findet sich keine Mehrheit fürs Sparen. Die Befragten wollen entweder gleich viel oder mehr ausgeben. Der einzige Bereich, wo mit 51 Prozent eine knappe Mehrheit für Zusatzausgaben plädiert, ist das Bildungswesen.

Die Ergebnisse der Umfrage können verschieden interpretiert werden. Zusammengekommen legen sie aber nahe, dass die Schweizer Bevölkerung grundsätzlich eine restriktive Finanzpolitik befürwortet: die Staatsausgaben lieber senken als erhöhen, die Steuern ebenso. Ja keine neuen Schulden machen und die Sozialversicherungen nachhaltig finanzieren.

Insbesondere eine nachhaltige Finanzierung der Sozialversicherungen ist angesichts der demografischen Entwicklung dringend geboten, denn die Demografie ist so starr und unbeweglich wie ein grosser Ozeandampfer, bei dem gerade der Motor ausgefallen ist.

Man weiss ganz genau, wie viele Kinder letztes Jahr geboren wurden. Wie hoch die Lebenserwartung jedes einzelnen Geburtenjahrgangs seit 1900 ist. Damit kennt man die genaue Zusammensetzung der sogenannten Alterspyramide und kann recht exakt vorher sagen, wie sie sich in den kommenden drei Jahrzehnten entwickeln wird. Die Kinder als

Einige Anleger tragen mehr Risiken. Andere mehr Gold.  
made by Gübelin.

GÜBELIN  
JUWELEN • UHREN

haushalt für den Schuldenabbau verwenden und nicht etwa für zusätzliche Staatsaufgaben.

**2 — Steuer- und Abgabenlast:** Die Schweizerinnen und Schweizer empfinden die staatliche Abgabenlast gerade noch als erträglich, auch wenn 43 Prozent finden, sie bekommen vom Staat persönlich eher weniger als sie mit ihren Steuern bezahlen.

**3 — Finanzpolitische Strategie:** Es überrascht somit nicht, dass eine klare Mehrheit sich wünscht, dass der Staat seine Aufgaben mit den bestehenden Mitteln erfüllt und keine neuen Steuern und Abgaben erhebt. Fast neunzig Prozent der Befragten sind der Ansicht, der Staat solle mit den vorhandenen Mitteln die «bestehenden Aufgaben optimal lösen».

Allerdings wären 63 Prozent ebenfalls dafür zu haben, «gleichzeitig die Steuern und die

verbänden sind die Werte des Gewerbeverbands mit 74 Prozent noch besser als jene von Economiesuisse mit 59 Prozent.

Auch bei den Parteien sind die Unterschiede erstaunlich gering. Während 52 Prozent die FDP und die Grünen für «sehr glaubwürdig» oder «eher glaubwürdig» halten, sind es bei der SVP 51 Prozent, bei der CVP 47 Prozent und bei der SP 46 Prozent.

**6 — Wo sparen und wo nicht?** Wie auch in vergangenen Finanzmonitor-Befragungen wurden die Teilnehmer gefragt, in welchen Politikfeldern mehr oder weniger Geld ausgegeben werden solle. Die beliebtesten Sparobjekte sind, ähnlich wie im vergangenen Jahr, das Asylwesen mit 62 Prozent der Befragten, die «mehr sparen» möchten, die Armee mit 55 Prozent, die «Löhne der Verwaltung» mit 52 Prozent. Im diplomatischen Dienst wollen

zukünftige Erwerbstätige lassen sich nicht aus dem Boden stampfen, sie sind entweder geboren oder nicht. Die Zuwanderung, auch wenn sie etliche zehntausend Personen pro Jahr in die Schweiz bringt, kann diesen Dampfer höchstens Zentimeterweise verschieben.

Seit Jahren predigt das Bundesamt für Sozialversicherung (BSV), gestützt auf das demografische Szenario: Etwa ab dem Jahr 2030 werden mehr als 40 Prozent der Schweizer Wohnbevölkerung älter sein als 65 Jahre. Daran gibt es nichts zu rütteln. Mit etwas weniger Präzision kann man voraussagen, dass nochmals 20 Jahre später die Mehrheit der Bevölkerung über 65 Jahre alt sein wird.

Eine kleine Umschau unter den wichtigsten Sozialversicherungen offenbart, was das finanziell heisst. Besonders augenfällig sind die zu erwartenden Probleme bei der Ersten Säule, in der AHV. Die demografische Entwicklung

bewirkt, dass irgendwann zwischen 2012 und 2019 die jährlichen Beiträge die Ausgaben nicht mehr decken. Dann wird das Polster von 30 Milliarden Franken allmählich aufgefressen, aus dem man nicht einmal die AHV-Leistungen für ein ganzes Jahr bezahlen kann.

### Finanzlöcher, wohin das Auge blickt

Irgendwann zwischen 2025 und 2040 droht dann der finanzielle Kollaps. (Eingerechnet ist die in der sechsten IV-Revision beschlossene Rückzahlung der Schulden der Invalidenversicherung, welche die AHV jährlich Milliarden kostet.) Bleibt sie auf dem heutigen Leistungsniveau wird die umlagefinanzierte AHV zwangsläufig gegen die Wand gefahren. Das BSV rechnet vor: «Damit die Umlageergebnisse der AHV bis 2030 ausgeglichen gehalten werden können, sind also voraussichtlich zusätzliche Einnahmen oder Einsparungen zwischen 5,6 und 11,7 Milliarden Franken notwendig», je nach wirtschaftlichem Verlauf. Dies entspreche einer Mehrbelastung von 1,1 bis 3,0 Lohnprozenten.

Alternativ müsste das Rentenalter um 2,0 bis 4,4 Jahre erhöht werden, oder aber die Leistungen um 19 bis 26 Prozent gesenkt werden. Relativ einfach kann man ferner ausrechnen, dass es langfristig nicht verkraftbar ist, wenn die Krankenkassenprämien jedes Jahr deutlich stärker ansteigen als das volkswirtschaftliche Einkommen. Im Jahr 2011 betrug die Gesamtleistungen der obligatorischen Grundversicherung

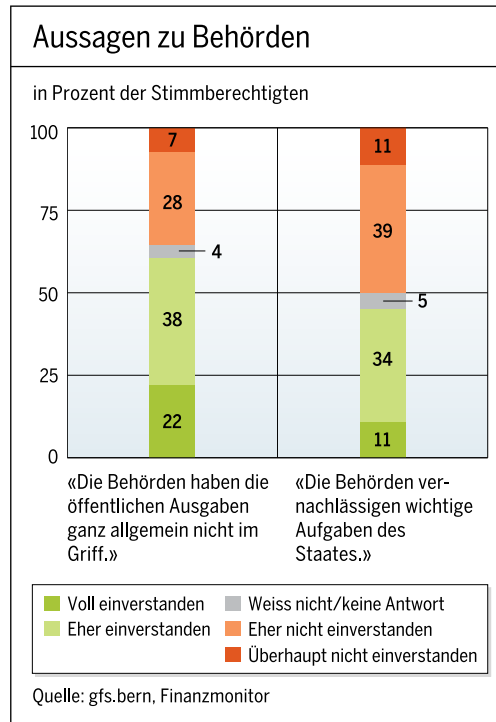
### Irgendwann zwischen 2025 und 2040 droht der finanzielle Kollaps bei der AHV.

gut 25 Milliarden Franken, fünf Jahre zuvor waren es noch 4,6 Milliarden Franken weniger.

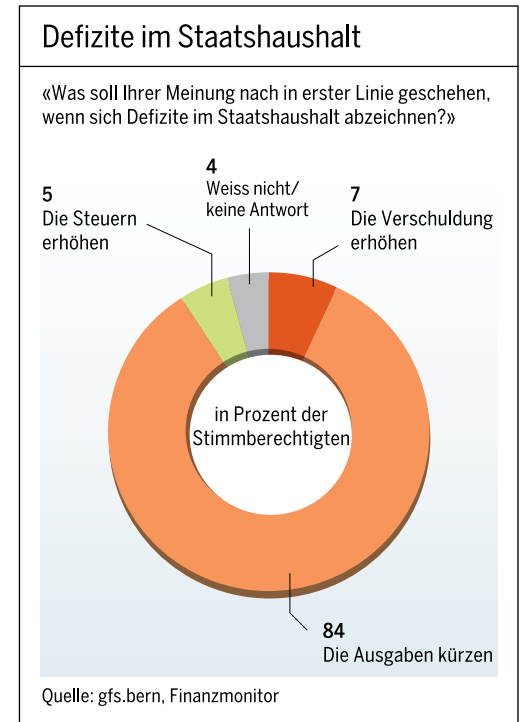
Liefe das Wachstum ewig so weiter, so frässe die obligatorische Krankenversicherung irgendwann einmal einen Grossteil des Einkommens auf und, um die Absurdität noch weiter auszumalen, einige Jahrzehnte später gar das ganze Volkseinkommen. Für Essen und Trinken, Bekleidung und Steuern wäre dann kein Geld mehr übrig.

Solange die Finanzierung in den Sozialwerken noch nicht ganz aus dem Ruder läuft, bietet sich noch der Rückgriff auf den Steuerzahler an. Eine solche Abgabenerhöhung zugunsten der Sozialwerke wurde mit der Mehrwertsteuer-Erhöhung zur Rückzahlung der Schulden der Invalidenversicherung im Jahr 2009 bereits einmal durchgezogen. Damals sagte das Volk mit 54,5 Prozent ja zu einer Vorlage, welche die finanziell mit der AHV verbundene IV durch eine Mehrwertsteuererhöhung von 0,4 Prozentpunkten sanieren wollte.

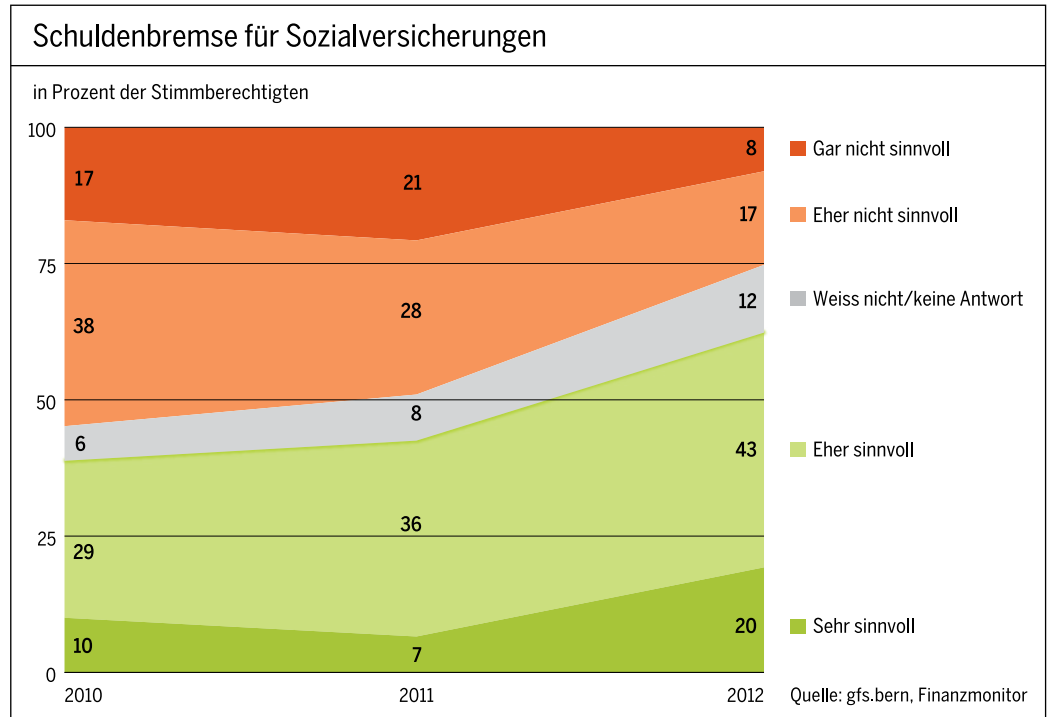
Die Massnahme hat zwar die Tragbarkeit der IV-Schulden leicht verbessert, doch das Grundproblem nicht gelöst. Die erwähnte Ab-



Misstrauen: schlechte Noten bei Finanzen.



Überwältigende Mehrheit: Ausgabenkürzung.



Meinungsumschwung: Erstmals setzt sich die Schuldenbremse für Sozialversicherungen durch.

lehnung des tieferen BVG-Umwandlungssatzes durch das Stimmvolk stimmt ebenfalls nicht hoffnungsfroh.

### Den Bürger beim Wort nehmen

Den Finanzmonitor von Economiesuisse kann man so lesen: Die Bevölkerung ist die Symptombekämpfung leid, die sich nach folgendem Muster abspielt: hier ein Zuschuss vom Bund, dort eine Mehrwertsteuererhöhung, hier eine Prämienanpassung.

Im Gegensatz zu diesem *fine-tuning* des bestehenden Systems wäre die Schuldenbremse eine grundsätzliche Lösung für die finanziellen Probleme der Sozialversicherungen, allen

voran der AHV. Economiesuisse hat gemeinsam mit dem Arbeitgeberverband einen solchen Vorschlag präsentiert: Unterschreiten die im AHV-Ausgleichsfonds gesparten Reserven einen prozentualen Schwellenwert der jährlichen Verpflichtungen, so würden zunächst automatisch die Leistungen gekürzt. Das Parlament müsste dann entscheiden, ob es bei der Kürzung bleibt, oder ob die AHV-Beiträge entsprechend erhöht werden.

Dieser Vorschlag steht im Raum. Ebenso die Zustimmung in der Economiesuisse-Umfrage. Fraglich bleibt: Lässt sich die Bevölkerung beim Wort nehmen? Pascal Gentinetta ist sicher: «Das Thema wird die Politik beschäftigen». ○



Saläre

# Weniger Millionen für die Manager!

In ihrer vorletzten Ausgabe erweckte die *Weltwoche* den Eindruck, die Initianten der «Abzocker»-Initiative hätten «die Rechnung ohne den Aktionär» gemacht und würden wissenschaftliche Erkenntnisse ignorieren. Das ist falsch.  
 Von Brigitta Moser-Harder und Thomas Minder

Zum *Weltwoche*-Artikel «Noch mehr Millionen für die Manager» von Florian Schwab müssen einige Fakten klargestellt werden:

1 — Nicht zutreffend sind seine Ausführungen über die Ablehnung des Vergütungsberichts der amerikanischen Citigroup. CEO Vikram Pandit arbeitete 2011 nicht mehr für 1 Dollar pro Jahr. Er erhielt ein Gehaltspaket von rund 15 Millionen inklusive eines «Wohlfühlpakets» über rund 40 Millionen. Letzteres verteilt auf fünf Jahre – damit Pandit der Bank weiterhin treu bleibt. Der Vergütungsbericht wurde wegen der fünf exzessiven Gehaltspakete des Topmanagements mit 55 Prozent abgelehnt, da zudem 2011 der Aktienkurs um 44 Prozent gesunken war.

Mit der Diskrepanz zwischen Managervergütung und Performance waren auch die Aktionäre der britischen WPP-Gruppe nicht einverstanden. Rund 60 Prozent lehnten den Vergütungsbericht wegen des 10,5-Millionen-Dollar-Entschädigungspakets von CEO Sir Martin Sorrell ab. Trotz eines 15 Prozent tieferen Aktienkurses 2011 gewährte ihm der Verwaltungsrat eine Gehaltserhöhung von 60 Prozent.

Die Beispiele des *Weltwoche*-Redaktors zeigen klar: Könnten Aktionäre verbindlich über die Gesamtsumme der Managerbezüge abstimmen, würden Exzesse abgelehnt. Die britische Regierung prüft, ob an GV künftig nicht wie bis jetzt konsultativ, sondern verbindlich über den «say on pay» abgestimmt werden soll – wie dies unsere «Abzocker»-Initiative vorsieht. In den USA sind im neuen Dodd-Frank Act auf Druck der Finanzlobby nur Konsultativabstimmungen möglich.

2 — Schwab erwähnt eine von 1997 bis 2007 durchgeführte «say on pay»-Studie. Diese habe nachgewiesen, dass «Vorschläge, die Höhe oder Struktur der Managervergütungen im Detail zu regeln», von den Aktionären nicht unterstützt werden. Fakt ist aber, dass es den, gemäss Schwab, «medienwirksam tobenden» Kleinaktionären nie darum ging, die Managervergütungen im Detail zu regeln. Strittig war an GV immer die Höhe der Millionenschädigungen.

Zudem darf die Aussagekraft dieser Studie allgemein angezweifelt werden. Gerade nach der 2008 akut gewordenen globalen Wirtschaftskrise verstärkte sich die Empörung über die immer mehr auseinanderdriftenden

Top- und Normalgehälter. Dies führte zur bekannten Bewegung «Occupy Wall Street». Auch wenn diese abgeflaut ist, beeinflusste sie dieses Jahr die «Occupy Boardroom» (auch «Shareholder Spring») genannte Bewegung.

Der Unmut über die vom Verwaltungsrat (Board) gewährten unrealistischen Topgehälter wurde so von der Strasse in die Aktionärsversammlungen verlagert. Dies beweist, dass es nicht das Wie, sondern das Was ist, was nicht nur Kleinaktionäre, sondern auch Grossinvestoren revoltieren liess. Letztere nehmen ver-

der Aktionäre liege. So hätten bei Bekanntwerden des Zustandekommens derselben die SMI-Kurse in einem «international freundlichen Umfeld» rund 1,5 Prozent verloren. Es wäre interessant, zu wissen, welches Stichdatum Schwab dabei meint, da wir schon vor dem Einreichdatum das Zustandekommen der Initiative mit rund 118 000 Unterschriften publizierten. Von einem «freundlichen Markt» war sowieso keine Spur.

Im Gegenteil, die Aktienkurse präsentierten sich wegen der erwähnten globalen Krise sehr volatil. Zusätzlich wurde die Lage der Weltwirtschaft immer bedrohlicher. Viele global agierende Finanzinstitute verspekulierten mehrstellige Milliardenbeträge im USA-Immobilienmarkt und mussten vom Staat gerettet werden. Als die Initiative am 26. Februar 2008 bei der Bundeskanzlei eingereicht wurde, fand fast zur gleichen Zeit eine ausserordentliche UBS-GV statt. Wegen massiver Verluste in den USA benötigte die Bank dringend 13 Milliarden Franken neues Kapital.

5 — Gerade unter dem Aspekt, dass wegen dieser Krise die Weltwirtschaft mit ihren Millionen von neuen Arbeitslosen immer noch stottert, müssen folgende Bemerkungen Schwabs als zynisch bezeichnet werden:

«Die fürstlichen Saläre der Superstars sind in der Buchhaltung nur eine Fussnote.» Und: «Was sind schon 25 Millionen Gehalt für Novartis-Präsident Daniel Vasella bei einem Konzerngewinn von 10 Milliarden Franken?» Dass Vasella Millionen kassiert, gleichzeitig der Kostenoptimierung das Wort redet und dabei auch vor Entlassungen nicht haltmacht, scheint den Autor dieses Artikels nicht zu kümmern.

Fazit: Es bleibt nun den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern überlassen, ob sie die weitverbreitete Abzocker-Mentalität weiterhin goutieren oder derlei Selbstbereicherungen endlich einen Riegel schieben wollen.

Brigitta Moser-Harder, ehemalige Journalistin, ist Mitglied des Initiativkomitees der «Abzocker»-Initiative.

Thomas Minder, Unternehmer und Ständerat, ist Initiant der «Abzocker» Initiative.



Unmut der Strasse: «Occupy»-Demonstration.

mehrt ihre Verantwortung an den GV wahr und folgen nicht mehr blind den Vorgaben aus dem Boardroom. Ganz im Sinne der Initiative, die dies auch von den Pensionskassen verlangt.

3 — Weiter behauptet Schwab, die Volksinitiative lasse quer über alle Wirtschaftszweige «nur» über den genauen Umfang der Kadersaläre abstimmen. Er unterschlägt dabei, dass die Initiative die Erfolgs- und Beteiligungspläne des Managements in den Gesellschaftsstatuten festlegt. Diese sind vom Aktionär zu genehmigen. So kann er beim Was und Wie mitbestimmen.

4 — Zudem bezweifelt Schwab, dass die «Abzocker»-Initiative wirklich im Interesse

# Das Elend der Ozeane

Der Zustand der Weltmeere verschlimmert sich mit jedem Tag. Gewaltige Plastikflächen wuchern. Ganze Nahrungsketten sind bedroht. Die Menschen nehmen es hin. Von James Hamilton-Paterson

Beginnen wir mit ein paar willkürlich ausgewählten Fakten:

1—Die Hälfte des Sauerstoffs, den wir zum Atmen brauchen, wird von Phytoplankton produziert, das auf die Übersäuerung der Meere empfindlich reagiert.

2—Jedes Jahr werden Grundsleppnetze über eine Fläche des Meeresgrunds gezogen, die anderthalbmal so gross wie Europa ist. Das heisst: Täglich werden auf einer Fläche von 40 000 km<sup>2</sup> Tiefseelebewesen verletzt oder getötet.

3—Der aus schwimmendem Plastikmüll bestehende Great Pacific Garbage Patch ist mittlerweile doppelt so gross wie der Staat Texas, nämlich beinahe 750 000 km<sup>2</sup>.

4—Obschon moderne Fischereischiffe die neusten technischen Mittel verwenden, fangen sie pro Stunde nur 6 Prozent dessen, was man vor 120 Jahren pro Stunde fing.

Der Zustand der Weltmeere ist mit einem Wort bedenklich, und er verschlimmert sich mit jedem Tag. Doch noch die schockierendste Statistik vermag dies den meisten Menschen nicht zu vermitteln, da sie das Meer nur als Ort ihrer Freizeitvergnügungen kennen. Wer zehn Tage lang im seichten Wasser von Traumstränden herumplanscht, hat in der Regel wenig Ahnung davon, was für ein hochkomplexer lebender Organismus das Meer ist. Auch für die meisten Taucher in tropischen Badeorten sind bunte Korallen und glitzernde Fische die Norm: So sehen Korallenriffe aus, abgesehen von ein paar lokalen Abarten im Roten Meer oder in der Karibik.

## Das Privileg der Erinnerung

Diese Tendenz des Menschen, vom gegenwärtigen Zustand der Welt anzunehmen, so müsse es eben sein, stellt wohl das grösste Hindernis für die Entwicklung eines ökologischen Bewusstseins dar. Es ist nämlich nicht so, dass den Leuten alles egal wäre, aber viele sind einfach nicht alt genug, um die Veränderungen erlebt haben zu können, und das gilt ganz besonders für das Meer. 1879 schrieb der katholische englische Lyriker Gerard Manley Hopkins ein Klagelied über eine Gruppe Pappeln, die in der Nähe von Oxford gefällt worden war. Darin steht die Zeile: «Wer später kam, vermochte nicht zu ahnen die Schönheit, die von dort verschwunden war.» Jeder, der Augen hat, kann sehen und bedauern, wenn eine ihm vertraute Landschaft von Bulldozern zerstört wird. Doch für die meisten Menschen ist es viel

schwieriger, sich vor Augen zu halten, wie sehr die Weltmeere sich seit der Industrialisierung verändert haben und dass diese sich beschleunigenden Veränderungen auf eine Katastrophe zutreiben. Als Siebzjähriger habe ich das traurige Privileg, mich zu erinnern, wie viel schon verschwunden ist. Betrachtet man das Meer bei Sonnenuntergang von einem Palmenstrand aus, sieht es wohl noch gleich aus, doch darunter verbirgt sich eine Welt, die im Innersten beschädigt ist.

Hopkins' schöne Formulierung wurde von Naturwissenschaftlern in den entschieden weniger schönen Begriff «shifting baseline syndrome» umgemünzt, um zu beschreiben, wie

## Am Traumstrand erlebt man nicht, was für ein hochkomplexer Organismus das Meer ist.

unsere Empfindung von Normalität sich im Lauf der Zeit verändert. Ich könnte ein Kind an einen bestimmten Strand auf den Philippinen mitnehmen, ihm eine Taucherbrille und einen Schnorchel geben und es mitnehmen zu einem nahe der Küste liegenden Riff. Das Kind würde einen beeindruckenden Wall von Felsen und wogenden Pflanzen sehen, der in den blauen Tiefen verschwindet, und vielleicht noch einen vorbeiziehenden Schwarm makrelenartiger Fische. Das Kind fände all dies vermutlich interessant, vielleicht sogar aufregend, und in Zukunft wäre das seine Grundvorstellung davon, wie das Meer auszusehen hat.

Ich könnte ihm freilich erzählen, dass hier vor 35 Jahren kein dunkler Wall schleimiger Felsen war, sondern dass es da bunte Korallen gab, um die es nur so wimmelte von Fischen aller Arten, Pflanzen und anderen Lebewesen in allen möglichen Farben und Formen. Und ein vor 35 Jahren 70 Jahre alter Fischer, den ich damals gekannt hatte, hätte mir gesagt, dass, was ich sehe, nichts sei verglichen mit dem, was er einst als Kind gesehen habe: Das war die Zeit gewesen, als es noch keine Detergenzien gegeben hatte, welche die chemische Zusammensetzung des Wassers im Bach verändern sollten, in welchem die Dorfbewohner ihre Kleider wuschen, und vor der kurzen Phase in den sechziger Jahren, als man mit Dynamit gefischt hatte.

Es ist eine traurige Tatsache, dass sich kaum jemand für Erinnerungen an Dinge interessiert, die sich in der Folge verschlechtern haben.



*Unlogisch:* Shrimps-Fischer vor der Küste des

Man pocht vielmehr auf Quantifizierbares, statistisch Erfassbares. Doch können persönliche Erlebnisse dennoch ihren Wert haben, wenn sie stark genug sind, um auf eine grössere Wahrheit hinzuweisen.

## Albatrosse im Plastikmüllstrudel

So stiessen vor dreissig Jahren ein Freund und ich auf ein Netz, das sich losgerissen hatte. Es trieb dahin samt allerlei verwesenden Fischen, Schildkröten und Seevögeln, die sich darin verstrickt hatten. Da es dicht unter der Oberfläche trieb, hätten wir es wohl nicht bemerkt, wäre da nicht eine Möwe gewesen, die auf dem Wasser zu hüpfen schien und ihren Fuss nicht loszureissen vermochte. Wir konnten diesen



mexikanischen La Paz werfen sogenannten Beifang über Bord.

einen Vogel befreien, aber andere haben weniger Glück. So hat der Wissenschaftler L. C. Young Laysanalbatrosse studiert, die Plastik für essbar halten. Young und seine Kollegen stellten fest, dass diese Vögel auf Nahrungssuche zum Great Pacific Garbage Patch fliegen, dem Plastikmüllstrudel, der sich durch den Wirbel der Meeresströme auf der Westseite des Pazifiks gebildet hat. Die Albatrosse kehren dann zu ihren Jungen auf dem Kure-Atoll zurück und füttern sie mit Mahlzeiten, die bis zu 70 Plastikteilchen enthalten können. Wie zu erwarten, verhungern dadurch viele der Jungvögel. Wenn sie verrotten, bleiben kleine Häufchen von Angelschnüren, Flaschenverschlüssen, Golfbällen, Kugelschreibern und Flip-

Flop-Fragmenten zurück, jedes «umkränzt von einem stummen Heiligenschein aus Federn», um Young zu zitieren.

Der britische Ozeanologe Quentin Huggett hat für mich eine Liste der fünf Faktoren aufgestellt, die seiner Meinung nach die Gesundheit der Ozeane am stärksten bedrohen. Es sind dies: Übersäuerung, Überfischung, Treibgut (insbesondere Plastik), organische Verschmutzung (insbesondere durch Düngerrückstände in Küstengewässern) und Abwasser. Verglichen damit beurteilt er die Folgen von Ölverschmutzung als «minimal». Andere Wissenschaftler sind da nicht seiner Meinung, zumal man noch nicht weiss, welche Folgen grössere Ölverschmutzung in der Tiefe

– wie im Fall der Deepwater-Horizon-Katastrophe – hat. Andererseits gibt es auf dem Meeresgrund viele Stellen, an denen aus natürlichen Ursachen Öl austritt, vor allem im Golf von Mexiko, und soweit bekannt ist, werden Bakterien damit fertig.

Die Weltmeere haben um die 30 Prozent des Kohlendioxids absorbiert, das die Menschheit seit der industriellen Revolution produziert hat. Da die Menge Kohlendioxid, die sich im Meer verteilt, Schritt hält mit der Menge in der Atmosphäre und Kohlendioxid in Meerwasser zu Kohlensäure wird, sind die Ozeane heute um 30 Prozent saurer als vor 300 Jahren. Noch sind sie leicht basisch, doch die Abnahme der Basizität bedroht viele Lebewesen, die Panzer

bilden können müssen: Hummer, Austern, Venusmuscheln, Seeigel und Korallenpolypen. Die Skelette der Korallen des australischen Great Barrier Reef haben einen bereits 14 Prozent geringeren Kalziumkarbonatgehalt als noch vor 25 Jahren. Möglicherweise werden Korallen auf diesem Planeten bis zum Ende des Jahrhunderts ausgestorben sein. Schon vorher dürfte die Übersäuerung – die an den Polen schlimmer ist – einen Grossteil der Pteropoden vernichtet haben. Dies sind planktonisch kleine Wasserschnecken, die einen entscheidenden Platz einnehmen in der Nahrungskette von Kaltwasserfischen, die wir besonders gern essen, wie Lachs und Kabeljau. Vor kurzem wurde nachgewiesen, dass sich die Schneckenhäuser der Pteropoden in übersäuertem Wasser auflösen und dass dies vor der Nordküste Kanadas bereits der Fall ist.

Noch entscheidender wird sich die Übersäuerung aber auf verschiedene Arten von sauerstoffproduzierenden Phytoplanktons auswirken, die in winzigen Kalkkugeln leben. Auch sie gehören zum Nahrungsnetz der Meere, und sollte ihre Zahl drastisch sinken, hätte dies Folgen, die sich unmöglich voraussagen lassen. Die Übersäuerung wirkt sich auch auf planktonische Larven wie zum Beispiel jene der Clownfische aus, die sich gern im Schutz der Tentakel mancher Seeanemonen aufhalten. Alles in allem wird die Übersäuerung der Meere also eine Menge durcheinanderbringen. Und wie immer werden sich dabei manche Lebensformen anpassen und gedeihen. Andere werden aussterben, und es ist nicht anzunehmen, dass ihr Verschwinden sich positiv auswirkt auf die Menschheit.

### Hemingways Traumfang

Beim Thema Überfischen stösst man sehr schnell gegen die Wand menschlicher Dummheit. Dabei genügt ein kurzer Blick auf die Gesamtfangzahlen der Fischereiflotte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, um zu sehen, was mit den Wildfischbeständen der Meere geschehen ist. Noch schneller lässt es sich aus Fotos ersehen. Fotos zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigen Fischer, die zwei Meter lange Kabeljaue präsentieren. Kabeljau, wie man ihn heute in den Läden sieht, ist meist nur um die vierzig Zentimeter lang. Seit langem weiss man, dass bei Überfischung Fische früher geschlechtsreif und kleiner werden. Grosse, alte Fische pflanzen sich aber viel besser fort. Wird nun eine bestimmte Fischart systematisch ausgebeutet, führt das nicht nur zur Verkleinerung von deren Genpool, sondern bringt auch schwächere und kleinere Exemplare hervor. Fischer wissen das; dennoch machen sie weiter mit ihren gigantischen Netzen und Grundschleppnetzen, mit denen sie mittlerweile bis in eine Tiefe von drei Kilometern vorstossen. Wenn sie dann Tonnen toter oder sterbender Tiere als sogenannten Beifang über Bord werfen, müssen

ihnen eigentlich klar sein, dass ihr Verhalten nicht nur unlogisch, sondern idiotisch ist.

Zu den deprimierendsten Erfahrungen meines Lebens gehört, Jahr für Jahr mitansehen zu müssen, wie die europäischen Staatsoberhäupter Fischfangquoten festlegen, die rund ein Drittel höher sind als die von ihnen beschäftigten Wissenschaftler empfohlen haben. Dies tun sie seit einem Vierteljahrhundert, und ihre «Regulierungen» haben dazu geführt, dass in den europäischen Gewässern die Fangzahlen so schwach geworden sind, dass die Fischereifloten mittlerweile in afrikanische Gewässer oder noch weiter weg geschickt werden, um dort, sagen wir es deutsch und deutlich, die Fische anderer Völker zu stehlen. Die wahnwitzige Plünderung der Ozeane ist der schlimmste und mit am meisten Schuld beladene Aspekt unseres Umgangs mit sieben Zehnteln der Oberfläche unseres Planeten. Denn so schlimm Übersäuerung, Plastikmüll, stickstoff- und chemiehaltige Abwässer auch sein mögen: Sie sind unbeabsichtigte Nebenprodukte unserer industrialisierten Lebensart. Beim weltweiten Überfischen hingegen geht es um bewusst getroffene politische und wirtschaftliche Entscheidungen. Die Tatsachen wären allgemein bekannt, doch aus politischer Bequemlichkeit und Kurzsichtigkeit ignoriert man sie.

---

### Möglicherweise werden Korallen bis zum Ende des Jahrhunderts ausgestorben sein.

---

Betrachte ich, wie sich im Lauf meines bisherigen Lebens die Dinge entwickelt haben, kann ich nicht glauben, dass mit einem Mal die richtigen Entscheidungen getroffen und mit der nötigen Dringlichkeit umgesetzt werden. Menschen reagieren erst dann, wenn die Katastrophe unmittelbar bevorsteht. Doch bis es so weit ist, geht alles den gewohnten Gang. In Callum Roberts' vor kurzem erschienenen, hervorragenden Buch «Ocean of Life» sieht man Fotografien von Sportfischern in Florida, die in den fünfziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts sowie 2007 mit ihrem Fang posieren. Auf dem ersten Foto wirken der Fischer und seine Familie winzig klein neben einem Dutzend riesenhafter Zackenbarsche, die er gefangen hat. Auf dem zweiten Foto sieht man einen Haufen Fische, die bis zu 50 Zentimeter lang sind. Und auf dem dritten 15 Fische, von denen jeder bequem auf einen Teller passt. Dennoch fahren jedes Wochenende Hunderte von Mietbooten voller Angler mit teuren Ausrüstungen aufs Meer hinaus, und alle hoffen sie, wie bei Ernest Hemingway, einen gigantischen Tarpun zu fangen und sich mit ihm einen Kampf auf Leben und Tod zu liefern.

Bei diesem Angriff auf die Lebewesen des Meeres ist nicht nur das Ausbeuten einer bestimmten Art bis zu deren Aussterben ein

Problem. Ebenso schlimm ist, wie ineffizient und verschwenderisch wir dabei vorgehen. In meinem Buch «Seestücke» habe ich vor zwanzig Jahren von meiner Fahrt auf einem schottischen Trawler berichtet. Besonders erstaunte mich dabei die kriminelle Dummheit, eine Tonne Lebewesen aus der Tiefe hochzureissen, diejenigen, die von kommerziellem Wert waren, auszuwählen und den ganzen Rest toter oder sterbender Tiere einfach über Bord zu werfen. Ich konnte nicht begreifen, dass man ein solch verschwenderisches Vorgehen weiterhin zulies. Doch natürlich geht es genau so weiter. In seinem Buch bringt Callum Roberts ein hervorragendes Beispiel dafür. Er zitiert eine neuere Studie der Langleinenfischerei nach Mahi-Mahi oder Goldmakrelen an Costa Ricas Playa del Coco. Liest man die genaue Beschreibung einer Fangfahrt, macht man sich seine Gedanken darüber, ob man in Costa Rica wirklich so sensibel ist in Sachen Umwelt, wie es immer heisst.

### Der Zorn der Ozeanologen

Hier die Zahlen für eine einzige Fangfahrt: Es wurden 54 Langleinen mit 43 000 Köderhaken ausgelegt. Mit diesen wurden genau 211 Mahi-Mahi gefangen. Dazu kamen: 468 Oliv-Bastardschildkröten, 20 Grüne Meeresschildkröten, 408 Stachelrochen, 47 Teufelsrochen, 413 Seidenhaie, 24 Fuchshaie, 13 Hammerhaie, 6 Krokodilhaie, 4 Weissspitzenhaie, 68 Fächerfische, 34 gestreifte Marlins, 32 Gelbflossen-Thunfische, 22 blaue Marlins, 11 Wahoos, 8 Schwertfische und 4 Mondfische. Roberts weist darauf hin, dass die Fischerei kurz zuvor zu Schildkröten-freundlichen Köderhaken gewechselt hatte. «Wie steht es um die Freundlichkeit», schreibt er, «wenn man für 200 Mahi-Mahi fast 500 Schildkröten fängt?» Infolge solcher Schlächtereien haben Ozeanologen in den letzten zwanzig Jahren einen anderen Ton angeschlagen. Wissenschaftlich gehen sie so sorgfältig vor wie eh und je, doch die Gelassenheit ist vielen abhandengekommen. Heutzutage wird immer wieder Zorn spürbar, was nicht sehr verwundert, denn die meisten dürften sich für diese Laufbahn entschieden haben, weil sie das Meer lieben.

Inwiefern betrifft all das ein Binnenland wie die Schweiz, die vom nächsten Meer 180 Kilometer entfernt ist? In jeder Hinsicht. Kein industrialisiertes Land ist heute nicht mitverantwortlich für das, was mit den Weltmeeren geschieht. Zweifellos stammt einiges von dem Plastik, das sich auf den Weltmeeren in endlosen Strudeln dreht, auch aus der Schweiz; und die Mikroplastikpartikel, die zu Peelings gehören, haben vermutlich in Form von Meeresfrüchten bereits ihren Weg zurück auf Schweizer Teller gefunden. Allgemeiner gesagt: Im Zeitalter der Klimaerwärmung wirkt sich die Gesundheit der Meere ausnahmslos auf jedes Lebewesen dieses Planeten aus. >>>





*Wahnwitzige Plünderung der Ozeane:* Schleppnetzfisher in der Bristol Bay, Alaska.



*Riesenhafter Fang:* Posieren in Miami, Florida, 1940.



*Tellergerecht:* Ausbeute einer Sportfischerei in Destin, Florida, 2009.



*Nur noch ein dunkler Wall:* zerstörtes Riff nach Dynamitfischerei in Indonesien.



*Plastikmüll:* verendeter Albatros auf Hawaii.



*Opfer:* gefangener Marlin vor Costa Rica.



*Verheerender als die Ölverschmutzung:* Treibgut an der Meeresoberfläche.

Zu den Hoffnungszeichen gehören Fischzuchten, doch wäre es verfehlt, sie als endgültige Lösung des Problems zu betrachten: Für ein Kilo Zuchtfisch braucht es mehrere Kilo Wildfische, vor allem, wenn es um edle Raubfische geht wie die von uns so geschätzten Lachse. Meeresschutzgebiete sind eine vielversprechende Idee, die freilich damit steht und fällt, wie konsequent sie durchgeführt wird. Hört man auf zu fischen, regenerieren sich Bestände in der Regel rasch, auch wenn sie, wie man es im Fall der Kabeljaufischerei in der Gegend der Neufundlandbank erlebt hat, nie mehr zum ursprünglichen Zustand zurückkehren, da die Nahrungskette sich verändert hat.

**«So gehen Zivilisationen zugrunde»**

In den vergangenen 300 Millionen Jahren ist es immer wieder zu einer Übersäuerung der Meere und zum Kollaps einer Spezies gekommen, doch sie haben sich zu regenerieren vermocht. Das Meer ist nicht gefährdet und wird auf die eine oder andere Art immer überleben, ebenso wie die Erde. Was mit der Menschheit geschehen wird, steht freilich auf einem anderen Blatt.

Aus der Sicht meiner lächerlich wenigen siebzig Jahre habe ich sehr wenig Hoffnung, dass wir unser Verhalten rechtzeitig im nötigen Mass ändern werden. An der Nachhaltigkeitskonferenz «Rio+20», die im Juni stattfand, hätte auch ein neuer Vertrag zum Schutz der Ozeane besprochen werden sollen. Doch das Vorhaben wurde zunichtegemacht durch eine unheilige Allianz von Hugo Chavez' Venezuela und den USA, die Naturwissenschaftler in Rage brachte. Die Konferenz verlief im Sande.

Der Umweltschützer Fred Pearce, der dabei war, fragte sich, was die 45 000 Teilnehmer, die hergeflogen waren, um die Welt zu retten, eigentlich erreicht hatten. «Wir verbrauchen unsere Ressourcen doppelt so schnell wie 1992. Der Kohlendioxid-Ausstoß ist um 40 Prozent gestiegen. Wir pfuschen am Lebenserhaltungssystem der Erde herum», wurde er in der Zeitschrift *New Scientist* zitiert. «Besonders entmutigend ist dabei, dass die Kluft zwischen dem, was wir erreichen könnten, und dem politischen Willen, dies auch zu tun, sich dramatisch vergrößert. So gehen Zivilisationen zugrunde – wie die Konferenz von letzter Woche –, nicht mit einem Knall, sondern mit einem Wimmern.» Diesem Zitat von T. S. Eliot hätte er noch anfügen können: «Wer später kam, vermochte nicht zu ahnen die Schönheit, die von dort verschwunden war.»

**James Hamilton-Paterson**, geboren 1941 in London, ist Oxford-Absolvent und Mitglied der Royal Geographical Society. Er lebt als freier Schriftsteller in Österreich.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**



Essay

## «Mehr Europa»

Die Schweiz sollte der EU beitreten. Aber das ist trotzdem nicht das Ziel, sondern das Mittel zum Zweck. Nur so können wir Entwicklungen mitsteuern, von denen wir sowieso betroffen sind.

Von Christa Markwalder

Die EU steckt in der Krise. Ein Gipfeltreffen jagt das nächste. Ob der zahlreichen Vorschläge und Massnahmen zur Krisenbewältigung, zur Bankenrettung, zur Stabilisierung hochverschuldeter Staaten und für das Aufspannen von Rettungsschirmen ist es nicht so einfach, den Überblick zu behalten. Klar ist, dass die EU-Mitgliedstaaten mit grossem Nachdruck an Lösungen arbeiten, was nicht nur im Interesse Europas, sondern auch in demjenigen der Schweiz ist.

Wie die EU von morgen aussehen wird, lässt sich heute noch nicht abschätzen. Die Geschichte zeigt uns allerdings zwei Dinge: Aus Krisen ist die EU stets gestärkt hervorgegangen, auch wenn Skeptiker jeweils das Ende der europäischen Integration voraussagten. Zudem haben Krisen die Integration stets beschleunigt. So ist auch heute der Tenor der europäischen Staatshäupter klar: «Die Antwort auf die Krise ist mehr und nicht weniger Europa.» Welche Rolle Europa künftig in der Welt spielen wird, ist eher abschätzbar. Die relative Bedeutung von Europa wird tendenziell abnehmen. Im Jahre 1950 betrug der Anteil Europas an der Weltbevölkerung noch beinahe 22 Prozent. Heute sind es noch etwas mehr als 10 Prozent, bis ins Jahr 2050 wird dieser Anteil gemäss Schätzungen auf 7,6 Prozent zurückgehen. Damit einhergehen werden ein wirtschaftlicher und ein politischer Bedeutungsverlust. Bereits heute sind die grossen unter den europäischen Staaten klein im Vergleich mit aufstrebenden Ländern wie China, Brasilien oder Indien. Wenn wir Europäer unseren European Way of Life, unsere Werte und unsere Demokratie in einer globalisierten Welt vertreten und bewahren wollen, dann geht dies nur gemeinsam, indem die Länder Europas eine Gemeinschaft bilden.

Und die Schweiz? Als viersprachiges Land mitten in Europa sind wir untrennbar mit der Zukunft der EU verbunden, müssen jedoch unsere Rolle auf dem Kontinent noch finden. Seit dem Nein zu einem EWR-Beitritt vor zwanzig Jahren konnten wir teilweise, Schritt für Schritt, einen Zugang zum europäischen Binnenmarkt und zu zahlreichen Programmen der EU aushandeln. Mit über 120 Abkommen sind wir inzwischen mit der EU verbunden und konnten die wirtschaftliche Stagnation der neunziger Jahre hinter uns lassen. Für unser Land ist der Zugang zum

europäischen Binnenmarkt von herausragender Bedeutung, knapp 80 Prozent unserer Importe stammen aus der EU, beinahe 60 Prozent unserer Exporte gehen in diesen Raum. Eines der Ziele unserer Europapolitik muss somit sein, diesen Marktzugang langfristig sicherzustellen und zu vervollständigen.

Einher geht mit dieser engen Verflechtung auch die fortlaufende Übernahme von EU-Recht, sei dies vertraglich geregelt über die Abkommen oder über den sogenannten autonomen Nachvollzug. Immer aber mit



Und die Schweiz?

dem Ziel, möglichst keine Handelshemmnisse aufkommen zu lassen. Über 50 Prozent der Schweizer Gesetze sind dem europäischen Recht vollständig oder in nennenswertem Ausmass angeglichen worden. Daraus ergibt sich nicht nur eine schleichende Aushöhlung unserer Selbstbestimmung, sondern letztlich auch ein fortschreitendes Demokratiedefizit. Und inzwischen ist sogar unsere Währung de facto an die europäische Gemeinschaftswährung gekoppelt. Die Vorstellung, dass der bilaterale Weg uns unabhängig gemacht habe, hält somit einem Realitätscheck nicht stand. Vielmehr ist die Schweiz zu einem Passiv-

mitglied der EU geworden. Teilweise sind wir zwar sogar stärker integriert als einzelne Mitglieder, aber Mitentscheidungsrechte haben wir nicht. Übergeordnetes Ziel unserer Aussenpolitik muss es jedoch sein, die Interessen der Schweiz zu vertreten, was heisst, dort Einfluss zu nehmen, wo die relevanten Entscheidungen für unsere Zukunft getroffen werden.

### Gefährliche Arroganz

Immer wieder hört man, die Schweiz als kleines Land hätte ohnehin kein Gewicht in der EU. Selbstverständlich hätten wir nicht den gleichen Einfluss wie etwa Deutschland, aber wir sollten aufhören, die Schweiz kleiner zu machen, als sie ist. Von den derzeit 27 Mitgliedsländern sind 14 kleiner oder mit der Schweiz vergleichbar, 7 sind leicht grösser, und nur 6 Länder sind eigentliche «Schwergewichte». In ihrer Gesamtheit bilden die kleinen und mittelgrossen Staaten damit die Mehrheit. Und wirtschaftlich gehören wir zu den stärksten Volkswirtschaften Europas, finanzwirtschaftlich mischen wir sogar bei den ganz Grossen mit. Mit geschickter Diplomatie und optimalem Einsatz von Ressourcen kann ein Land zudem sein Gewicht weit über das eigentliche Stimmengewicht hinaus dehnen. Dies hat die Schweiz bereits in anderen internationalen Gremien bewiesen.

Um den vollständigen Zugang zum europäischen Binnenmarkt zu erhalten und die bestmögliche Interessenwahrung in Europa und zusammen mit Europa in der ganzen Welt sicherzustellen, bietet die Mitgliedschaft in der EU die vorteilhaftesten Bedingungen. Sie ist somit nicht das Ziel, sondern das Mittel zum Zweck.

Wir wissen nicht, wie sich die EU nach der Krise organisieren wird. Klar ist jedoch, dass die Schweiz von allen Entwicklungen – seien sie positiv oder negativ – unmittelbar betroffen sein wird und wir entweder als Aktivmitglied den Kurs mitbestimmen können oder auf das Prinzip Hoffnung bauen. Gefährlich und arrogant ist jedoch, hochmütig auf die EU und ihre Krisenbewältigung zu schielen, ohne selber konstruktive Ideen und Lösungsansätze zu liefern.

Christa Markwalder ist Nationalrätin der FDP (BE) und Präsidentin der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs).

# Obamas bester Trumpf

Auf Hillary Rodham Clinton ist Verlass. Zum Glück für Präsident Obama, der seine grösste parteiinterne Rivalin auf dem Posten der Aussenministerin platzierte. Im Amt hat sich die ehemalige First Lady neu erfunden. Sie erzielt höchste Sympathiewerte im Volk. Und schürt damit Spekulationen. *Von Urs Gehriger*



«Ich wälze mich vor Lachen»: Aussenministerin Clinton auf dem Flug nach Tripolis, im Oktober 2011.

Einen Moment lang holte sie die Vergangenheit ein: «Monica, Monica», skandierte die Menge. Hillary Clinton dürften die Rufe der protestierenden Ägypter mehr getroffen haben als die Tomaten und Schuhe, die bei ihrem Besuch in Alexandria am Wochenende nach ihr flogen. Die böswilligen Anspielungen zielten auf die schmachvollsten Tage in Clintons Leben – auf die Lewinsky-Affäre ihres promiskuitiven Gatten Bill – und demonstrierten einmal mehr, dass auch im «neuen» Nahen Osten Amerika Paria geblieben ist.

Seit die studierte Juristin, ehemalige First Lady und Senatorin von New York vor dreieinhalb Jahren das Aussenministerium übernahm, landet Hillary Rodham Clinton auf steinigem Terrain. Als sie vergangenen Oktober in Tripolis aus dem Flieger stieg, stand zum Empfang eine krumme Ehrengarde der siegreichen Rebellen bereit, gekleidet in zu-

sammengewürfelte Uniformen. In stickigen, von Fliegen übervölkerten Gemächern feilschten die neuen Herren Libyens mit ihr über die Nach-Gaddafi-Ära, während draussen Gewehrkugeln in den Himmel piffen.

«Wahrscheinlich sieht so ein amerikanischer Sieg im 21. Jahrhundert aus», schrieb das *Time Magazine*: Keine Blasmusik und Verträge auf Pergamentpapier, sondern unbändige Rebellen, die nicht mehr zu offerieren haben als vage Versprechen.

Der 7-Monate-Krieg um Libyen passt als Metapher für Clintons Agenda. Sie soll Amerika in einer Welt verankern, in der sich die Dinge vielfach und heftig überstürzen, wo der US-Einfluss schrumpft, nicht bloss durch den Aufstieg von Terrorgruppen, Muslimbrüdern, Salafisten und China, sondern durch die siechende Wirtschaft zu Hause und eine Bevölkerung, die ausländische Abenteuer satt ist.

In gewisser Hinsicht scheint Clintons Naturell bestens konditioniert für eine Welt im Auf- und Umbruch. Ihr Umfeld bezeichnet sie als «Pragmatikerin», «Macherin», eine «Person, die bewegt». Doch Diplomatie ist nicht immer ein geeignetes Metier für solche Leute. Grosse Deals, welche die Welt mit einem Federstrich verändern, sind selten heutzutage. Vierzig Jahre sind es her, seit Henry Kissinger, Nixons Aussenminister, in geheimer Mission nach Peking flog, um mit den Chinesen ins Gespräch zu kommen. «Können Sie sich vorstellen, dass ein Aussenminister heute einfach für zwei Tage vom öffentlichen Radar verschwindet?», fragte Clinton jüngst.

Die Antwort kennt jeder: Unmöglich im Zeitalter von Twitter. Erst recht für jemanden wie Hillary Clinton. Sie ist nicht bloss Anwärterin auf den Titel der meistgereisten Aussenministerin der US-Geschichte, sondern

ist auch die derzeit populärste Politikern Amerikas, mit Zustimmungsraten im hohen 60-Prozent-Bereich. Letzteres verdankt sie dem Umstand, dass sie es nach schmerzvoller Niederlage scheinbar leichtfüßig geschafft hat, sich neu zu erfinden: von der gescheiterten Präsidentschaftsanwärterin zur globetrotzenden Spitzendiplomatin.

Wie sieht ihr Leitbild aus? Zwei Tage nach dem chaotischen Besuch in Libyen vergangenen Oktober reichte ihr ein Assistent einen Blackberry mit der Nachricht, dass Gaddafi in seiner Heimatstadt Sirt gestellt worden sei. Ihr Kommentar: «Wir kamen. Wir sahen. Er starb.» Die nüchterne Adaption von Cäsars Bonmot ist typisch für ihre Sicht der Rolle Amerikas in der Post-Bush-Ära: Amerika eringt nicht den Sieg, sondern lenkt die Dinge in die gewünschte Richtung.

«Leading from behind», hat die *New York Times* die neue US-Doktrin bezeichnet, Führen aus dem Hintergrund. Der Begriff ist haften geblieben. Erstens, weil er die Realität auf den Punkt bringt. Nach den Abenteuern im Irak und in Afghanistan will Obamas Regierung Amerika nicht in einen neuen Krieg verwickeln, schon gar nicht in einem muslimischen Land. Zweitens, weil er die Sicht der republikanischen Kritiker subsumiert: dass Obamas Regierung die amerikanische Führung in der Welt aufgegeben hat.

Clinton weist diesen Vorwurf als parteipolitisches Getöse zurück. «Im 21. Jahrhundert können die USA nicht alle Probleme auf der Welt lösen», sagt sie. «Aber die Probleme in der Welt können auch nicht ohne die USA behoben werden.» Deshalb müsse man mit den eigenen Ressourcen haushälterisch umgehen und genau abwägen, wo sie effektiv eingesetzt werden könnten.

Clinton ist stolz auf die Tatsache, dass die USA nicht in Libyen einmarschiert sind. Stattdessen orchestrierte sie hinter den Kulissen die Aktionen, welche zu Gaddafis Ende führten, indem sie die zaudernden arabischen Nachbarn dazu drängte, die Revolte der Rebellen zu unterstützen. «Ich habe sehr hart gearbeitet», sagt Clinton nicht ganz selbstlos. An mancher Front. Vor allem in Moskau.

Im *Time Magazine* schildert sie, wie sie in einem 15-Minuten-Telefonat auf Russlands Außenminister Sergei Lawrow einredete: «Komm schon, Sergei, dies ist wichtig, und die Arabische Liga und die arabischen Länder stehen hinter uns.» Lawrows Einlenken machte Obama den Weg frei für den Abschuss von mehr als 200 Tomahawk-Raketen gegen libysche Positionen und für die logistische Führungsrolle der USA bei französischen und britischen Luftschlägen.

Clinton sieht in dieser «Konzentration der Kräfte», die in Libyen zum Sturz Gaddafis führte, den Schlüssel, um den US-Einfluss in der Welt zu restaurieren. Sie ist Teil ihres Leit-

konzepts. «Smart power», nennt sie es, «kluge Macht»: der Einsatz von öffentlicher Diplomatie über moderne Medien bis zu Entwicklungshilfe und privaten Ressourcen, um die Interessen der USA in der Welt zu wahren und zu verbreiten, in einer Weise, wie es rohe Militärgewalt nicht vermag.

### Kochherd-Diplomatie

Welche Form clintonsche *smart power* annehmen kann, zeigte sich letzten Mai in China. Inmitten einer Abordnung chinesischer Minister begab sich Hillary Clinton auf eine Ausstellung für Kochherde. Nicht gewöhnliche, klobige Lottergeräte, wie sie an allen Enden der Welt in den Küchen stehen, waren dort zu bewundern, sondern portable, sichere Exemplare, welche das Leben von Hunderten Millionen Frauen verändern sollen.

Aus dem Stegreif referierte Clinton über die Dringlichkeit dieser Geräte: Am Rauch der schlecht ventilierten Öfen würden jährlich beinahe zwei Millionen Menschen ersticken, mehr, als an Malaria verenden. Das Sammeln des Holzes für den Betrieb nehme mehrere Stunden täglich in Anspruch und setze Frauen und Kinder in Krisengebieten Angriffen aus.

---

### Clintons Politik erntet – für Außenminister der Demokraten unüblich – Lob bis ins rechte Lager.

---

Ausserdem produzierten die alten Kochherde in hohem Mass schwarzen Kohlenstoff und verschmutzten die Umwelt.

2010 hatte Clinton ein Uno-Projekt initiiert, welches bis 2020 rund hundert Millionen saubere Kochherde produzieren soll. Nach einem Jahr zäher Verhandlungen stellte nun auch China, wo ein Viertel aller Kochherd-Toten verzeichnet wird, in Aussicht, als 33. Mitglied Clintons Projekt beizutreten. Während Obama mit Fanfaren den Friedensnobelpreis für blosse Absichtserklärungen abholte, schritt Clinton auf leisen Sohlen voran, um die Welt nachhaltig zu verbessern.

Dass Clinton auch anders kann, zeigte sie auf dem letzten Nato-Gipfel in Chicago. Barsch drängte sie den pakistanischen Premierminister Asif Ali Zardari, die Zufahrtsstrassen für US-Konvois nach Afghanistan wieder zu öffnen und aggressiver gegen islamische Fundamentalisten im eigenen Land vorzugehen. Als Zardari seine Tatenlosigkeit abermals mit jammernder Rhetorik überspielte, imitierte sie sein Wehklagen: «Oh, es ist zu schwierig. Politik ist zu schwierig!» Als Clinton realisierte, dass ihre Standpauke keine Wirkung zeigte, wurden die kurzfristig ausgesetzten Drohnenangriffe im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet wieder aufgenommen – noch bevor Zardari zu Hause angekommen war.

Clintons Politik erntet – für Außenminister der Demokraten unüblich – Lob bis ins rechte Lager. «Sie wird respektiert auf der Welt und hat unser Land gut vertreten», attestiert Brent Scowcroft, Sicherheitsberater unter Bush sen. Und Senator Lindsey Graham, ein Schwergewicht in Aussen- und Sicherheitspolitik, meint: «In Libyen hat sie gezeigt, was in ihr steckt. Als die Kämpfe tobten, sagte ich: <Danke Gott für starke Frauen.>»

Die Weiblichkeit gehört nicht zu Clintons stärksten Waffen. Sie sieht oft müde aus. Und ihre Frisur gibt ständig zu reden. (Seit einiger Zeit trägt sie ihr Haar länger, «weil sich damit mehr machen lässt», wie sie sagt.) Was ihr an femininem Charme fehlt, macht sie mit Charisma wett. Und mit Witz. Als zwei zivile Kommunikationsexperten im Internet ein Hillary-Foto veräppelten, das die Außenministerin mit dunkler Sonnenbrille Blackberry-lesend in einem Frachttransporter auf dem Flug nach Tripolis zeigt, textete sie den beiden Schlaumeiern kurzum: «ROFL@ur tumblr! g2g – scrunchie time. ttyl!» (Ich wälze mich vor Lachen ob eurer Kommentare! Muss jetzt gehen – die Arbeit wartet. Sprechen wir uns später?)

Solche Geschichten festigen das Bild Clintons als «Buddy», als Kumpel zum Anfassen, das im totalen Widerspruch steht zu den Erinnerungen an die unterkühlte First Lady Hillary. Der Kreis der engsten Mitarbeiter bestätigt die Metamorphose. Trotz 18-Stunden-Tag vergesse die Chefin nicht, wie man Feste feiere. Beim Amerika-Gipfel in Kolumbien wurde die ganze Welt davon Zeuge. Fotos zeigen die Außenministerin, wie sie nach Mitternacht in der Salsa-Bar «Café Havana» Bier aus der Flasche trinkt und raumgreifend über die Tanzfläche wirbelt.

### Rockstar des Weissen Hauses

In der Tat scheint Hillary Clinton ihr Amt zu geniessen. Trotz – oder gerade wegen – ihrer zentnerschweren Agenda wirkt sie als Topdiplomatin gelassener als je zuvor in den zwanzig Jahren ihres öffentlichen Lebens. Umso erstaunlicher Clintons Ankündigung, sich Ende Jahr aus der Politik zurückzuziehen. Sie habe mit dem politischen Leben auf höchster Ebene abgeschlossen und freue sich auf ihr neues Privatleben.

Clinton in Lehnstuhl und Wanderschuhen? So richtig kann sich das niemand vorstellen. In vier Jahren ist sie 69 – im besten Alter, um noch einmal nach höchsten Würden zu greifen und Obama oder Romney zu beerben. Hundertmal hat sie dieses Szenario schon dementiert. Doch auf Politikerworte sollte man bekanntlich nicht zu viel geben. «Nicht in einer Million Jahren», meinte Clinton im Oktober 2008, als man ihr mitteilte, das Weisse Haus wolle sie als seine Außenministerin. Wenige Wochen später war sie an Bord – und wurde zum Rockstar der Obama-Regierung. ○



*Basis des Neuanfangs:* libysche Frau nach der Stimmabgabe zu den Parlamentswahlen.

## Ohrfeige für die Bärtigen

Die Wahlniederlage der libyschen Islamisten bildet einen Wendepunkt im arabischen Frühling. Nach Gaddafis Ende wollten sich die Libyer nicht erneut vorschreiben lassen, was sie zu denken haben.

*Von Kurt Pelda*

Niemand hat das erwartet, und vielen westlichen Medien verschlug es die Sprache. Zu sicher war sich der Medientross gewesen, dass sich der arabische Frühling immer mehr zu einem Frühling für die Islamisten entwickelte. Nach den Wahlsiegen der Bärtigen in Tunesien und Ägypten hatten viele Kommentatoren befürchtet, dass sich die Geschichte in Libyen wiederholen könnte. Hätten sie recht behalten, wäre die Nato mit ihren Luftangriffen auf Gaddafi am Schluss nichts anderes gewesen als die Steigbügelhalterin der Islamisten.

Doch Libyen ist nicht dem Vorbild seiner Nachbarländer gefolgt – im Gegenteil. Die Wähler haben den Bärtigen eine demütigende Ohrfeige verpasst. Laut noch unvollständigen und inoffiziellen Ergebnissen erhielten die Muslimbrüder mit ihrer Partei für Gerechtigkeit und Aufbau bloss rund 12 Prozent der Stimmen. Die extremen Salafisten, die es in

Ägypten auf mehr als 20 Prozent der Stimmen geschafft hatten, kamen in Libyen nicht einmal in die Ränge. Dabei waren die Islamisten gut organisiert, und sie verfügten über viel Geld, das sie vor allem von Staaten der arabischen Halbinsel erhalten hatten.

### Das Gesicht des Widerstands

Strahlender Sieger der Parlamentswahl ist der ehemalige Premierminister der Revolution gegen Gaddafi, Mahmud Dschibril, ein in den USA ausgebildeter Politologe. Seine Allianz der nationalen Kräfte, eine Koalition von rund sechzig Parteien, kam auf etwa 58 Prozent der Stimmen, fast fünfmal so viel wie die Muslimbrüder. Selbst in angeblichen Hochburgen der Islamisten im Osten des Landes schnitt Dschibrils Allianz viel besser ab als die Partei der Bärtigen. Als ehemaligem Angehörigen der Revolutionsführung war es dem Wirt-

schaftsfachmann Dschibril zwar nicht gestattet, sich bei den Wahlen aufstellen zu lassen. Doch als schlauer Schachzug liess sich der 60-jährige Dschibril auf den Wahlplakaten seiner Allianz abbilden, denn er ist einer der ganz wenigen national bekannten Politiker im Jahr eins nach Gaddafi.

Die Islamisten und andere Widersacher versuchten zwar, ihn wegen seiner Arbeit als Wirtschaftsminister unter Gaddafi anzuschwärzen. Dschibril lief 2011 allerdings schon ganz früh zu den Revolutionären über und trat dort schon bald als das Gesicht des Widerstands im Ausland auf. Er war massgeblich daran beteiligt, die Staatenwelt davon zu überzeugen, Gaddafis Massaker nicht einfach hinzunehmen.

So ein Mann fehlt heute dem syrischen Widerstand, der nach aussen zersplittert wirkt. Die libyschen Wähler wussten ganz genau,

dass der Krieg ohne Dschibril und ohne dessen Kontakte im Westen vielleicht nicht gewonnen worden wäre. Ausserdem war der Politologe, der an der Universität von Pittsburgh strategische Planung doziert hatte, als Wirtschaftsminister unter Gaddafi für wirtschaftliche Öffnung und Privatisierung zuständig. Seine Reformbemühungen, die am Ende von Gaddafi torpediert wurden, waren in der Bevölkerung populär, weil sie Hoffnungen weckten, es werde sich im Reich des brüderlichen Führers doch noch etwas ändern.

Nach Gaddafis Tod sah Dschibril seine Arbeit als Regierungschef der Rebellion beendet. Damit zog er sich noch rechtzeitig aus dem Dunstkreis des nationalen Übergangsrats zurück. Dieser leitete seither die Geschicke Libyens in einer höchst undurchsichtigen und wenig wirksamen Weise. Nach seinem Rückzug konnten die Versäumnisse des Übergangsgremiums nicht an Dschibrils Weste hängen bleiben.

### Mit den eigenen Waffen

Anders als säkulare Politiker in Tunesien und Ägypten schlug Dschibril die Muslimbrüder mit ihren eigenen Waffen. Er liess sich nicht auf Diskussionen ein, wie wichtig die Rolle der Scharia in der künftigen Verfassung sein müsse, sondern präsentierte sich als gläubiger Muslim und wies das Prädikat «weltlich» zurück. Er bete fünfmal am Tag, wie es sich für einen Muslim gehöre. Wie kämen die Muslimbrüder also dazu, ihm zu erklären, wie er seine Religion zu leben und zu interpretieren habe, fragte Dschibril rhetorisch. Damit traf er einen empfindlichen Nerv: Die allermeisten Libyer sind Nationalisten und gegenüber ausländischem Einfluss skeptisch eingestellt. Sie wollen sich nicht von Muslimbrüdern belehren lassen, die sich ihre Inspiration in Ägypten oder Katar holen. Im konservativen und zu 100 Prozent muslimischen Libyen trägt eine grosse Mehrheit der Frauen ein Kopftuch in der Öffentlichkeit. Doch es waren genau diese Frauen, die Dschibrils Allianz ihre Stimme gaben. Das Kopftuch tragen sie freiwillig, aber

auf Bevormundung durch die Islamisten haben sie nicht die geringste Lust. Bevormundet wurden sie schon genug unter Gaddafi.

Diese Lektion scheinen die Muslimbrüder auch nach ihrer Wahlniederlage nicht gelernt zu haben. In einem Interview mit der Online-Zeitung *Libya Herald* sagte Mohammed Sawan, Chef der Muslimbrüder-Partei, dass viele Libyer den Islam nicht richtig verstünden.



*Hoffnungsträger:* Mahmud Dschibril.

«Wir wollen jene Leute umerziehen, die den Islam nicht begreifen. Unser Ziel ist eine Regierung, die den Islam lebt.» Der Islam sei nicht nur eine private Angelegenheit zwischen Mensch und Gott, sondern auch zwischen dem Volk und der Regierung.

Solchen Vorstellungen haben die Wähler eine Abfuhr erteilt. Dabei sind sich die meisten Libyer einig, dass die noch auszuarbeitende Verfassung dem Koran zumindest nicht widersprechen dürfe. Es ist also zum Beispiel nicht anzunehmen, dass der bereits unter

Gaddafi verbotene Alkohol nun plötzlich legalisiert wird, auch wenn sich die Preise auf dem Schwarzmarkt seit dem Ende des Volksmassenstaats schon fast halbiert haben.

Wie Libyens Verfassung am Ende aussehen wird, kann derzeit noch niemand sagen, nicht zuletzt, weil unklar ist, wer das Grundgesetz ausarbeiten soll. Eigentlich wäre dafür ein vom Parlament gewähltes Gremium vorgesehen gewesen, doch hat der Übergangsrat nur zwei Tage vor dem Urnengang entschieden, diese Aufgabe einer noch zu wählenden Konstituante zu übertragen. Dass der Rat dazu legitimiert war, darf man allerdings bezweifeln.

Weil nur achtzig der zweihundert Parlamentssitze für Parteien, der Rest aber für Unabhängige reserviert ist, steht noch nicht fest, ob sich Dschibrils klare Mehrheit bei den Parteisitzen auch auf die gesamte Nationalversammlung hochrechnen lässt. Viele Unabhängige werden sich wohl erst nach der Konstituierung des Parlaments für das eine oder andere Lager entscheiden. Erst dann wird sich zeigen, wer mit der Regierung betraut wird. Dass die Muslimbrüder aber unter den Unabhängigen genügend Anhänger für eine Mehrheit mobilisieren können, wie es Parteichef Sawan voraussagt, ist eher unwahrscheinlich. Dschibril hat bereits angekündigt, für eine Koalition mit anderen Parteien offen zu sein, ein Angebot, das die Islamisten aber prompt zurückwiesen.

Wie auch immer Libyens erstes frei gewähltes Parlament aussehen wird: Auf die Abgeordneten und die künftige Regierung wartet viel Arbeit. Rückenwind erhalten die frisch gebakkenen Politiker von der Wirtschaft. Diese soll laut Prognosen des Internationalen Währungsfonds in diesem Jahr real um knapp 70 Prozent wachsen.

Libyens Wahl hat demonstriert, dass der arabische Frühling keine Einbahnstrasse Richtung Islamismus sein muss. Das gilt auch für den Ausgang der syrischen Revolution. Wer gekämpft hat, um einen Diktator zu stürzen, gibt die eben erst gewonnene Freiheit nicht so schnell an religiöse Eiferer ab. o

FÜR JEDEN GESCHMACK DER RICHTIGE WEIN DIREKT NACH HAUSE!

[www.arvi.ch](http://www.arvi.ch)



**ARVI**

THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVI SA · Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano

T +41 (0)91 649 32 88  
F +41 (0)91 648 33 75  
info@arvi.ch · www.arvi.ch



CHF 275.40

Ab 36 Flaschen  
CHF 270.–

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE

<p><b>Trinoro – Tenuta di Trinoro 2009</b> CHF 221.40 Ab 36 Flaschen CHF 210.60</p> <p><b>Palazzi – Tenuta di Trinoro 2009</b> CHF 189.– Ab 36 Flaschen CHF 172.80</p> <p><b>Saffredi – Fattoria le Pupille Elisabetta Geppetti 2008</b> CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35</p> <p><b>Il Carbonaione – Podere Poggio Scalette 2009</b> CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 34.55</p> <p><b>Tignanello – Antinori 2009</b> CHF 61.55 Ab 36 Flaschen CHF 59.40</p> <p><b>Solaia – Antinori 2008</b> CHF 194.40 Ab 36 Flaschen CHF 183.60</p>	<p><b>Le Volte – Tenuta dell'Ornellaia 2010</b> CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45</p> <p><b>Messorio – Le Macchiole 2008</b> CHF 179.30 Ab 36 Flaschen CHF 167.40</p> <p><b>Champagne Dom Perignon – Moët &amp; Chandon 2003</b> CHF 135.– Ab 36 Flaschen CHF 129.60</p> <p><b>Blanc de Lynch Bages – Pauillac 2010</b> CHF 35.65 Ab 36 Flaschen CHF 33.50</p> <p><b>Corton Charlemagne – Bonneau du Martray 2009</b> CHF 112.30 Ab 36 Flaschen CHF 102.60</p> <p><b>Clos Vougeot Vieilles Vignes – Château de la Tour 2009</b> CHF 140.40 Ab 36 Flaschen CHF 129.60</p>
---	---

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

# «Deutschland wird überschätzt»

Der Vermögensverwalter Pimco gilt als grösster privater Verwalter von Staatsanleihen. Andrew Bosomworth, Chef der Münchner Niederlassung, über die Zukunft der Euro-Zone, die Politik der Nationalbank und den Banken-Staats-Komplex. *Von Florian Schwab und Daniel Sommer (Bild)*

Herr Bosomworth, der letzte EU-Krisengipfel hat die Lage an den Märkten vorläufig etwas beruhigt. Können die Politiker jetzt getrost in die Ferien fahren, oder ist auf den Kapitalmärkten mit einem heissen Sommer zu rechnen?

Die Parlamente tagen im Sommer nur im Notfall. Es könnte also durchaus ein heisser Sommer werden. Der letzte Gipfel hat nämlich keine Lösung gebracht, und es fliesst weiterhin Kapital aus der Euro-Zone ab.

**Gleichzeitig prüft das deutsche Verfassungsgericht den Europäischen Stabilitätsmechanismus (ESM) auf die Vereinbarkeit mit dem Grundgesetz.**

Die Bedeutung des Entscheids wird überschätzt. Der ESM ist ein weiterer Versuch, die Märkte mit einem eindrücklichen Finanzvehikel zu beeindrucken. Er ist aber keine dauerhafte Lösung für die Probleme in der Währungsunion. Die Politik sollte sich endlich um die Ursache kümmern.

**Was meinen Sie damit?**

Die Währungsunion sollte auf einen homogenen Währungsraum verkleinert werden. Ansonsten müssen die volkswirtschaftlichen Unterschiede mit einer Fiskalunion ausgeglichen werden, was Transfers von den Kernländern in die südliche Peripherie bedeutet.

**Was ist das wahrscheinlichste Szenario?**

Ein komplettes Auseinanderbrechen halte ich für unwahrscheinlich. Vielleicht 5 Prozent. Dass alle Mitglieder der Währungsunion bei der jetzigen Zusammensetzung eine umfassende Fiskalunion eingehen, ist mit vielleicht 15 Prozent Wahrscheinlichkeit ebenfalls nicht zu erwarten. Vielmehr rechne ich damit, dass sich die Regierungen nach ein paar weiteren Verzögerungen zur Verkleinerung der Währungsunion entscheiden. Entlang welcher Grenzen das geschieht, ist aber nicht abzusehen, wenn man bedenkt, dass manche Länder dazu willens, aber nicht fähig sind – wie Griechenland – und andere fähig, aber nicht willens – wie Finnland.

**Welche Länder gehören definitiv nicht in die verkleinerte Währungsunion?**

Der Fall ist klar für Griechenland, Zypern, und Malta sowie die anderen kleinen Länder, die in der Erweiterungsrunde dazugekommen sind. Die grosse Unsicherheit besteht bei Spanien und Italien. Aus

wirtschaftlicher Sicht wäre Spanien wohl noch eher tragbar, Italien gehört aber zu den Gründerländern der Europäischen Union. Da stellen sich politische Fragen.

**Was ist mit Deutschland?**

Mit Deutschland steht und fällt die Währungsunion. Viele Politiker überschätzen die Fähigkeit Deutschlands, langfristig für den Süden zu zahlen. Daher ist eine Verkleinerung sehr wahrscheinlich unausweichlich.

**Wie gelangen Sie zu dieser Aussage?**

Man muss auch bei Staaten die Bilanz anschauen, also die Tragfähigkeit und Nachhaltigkeit der öffentlichen Finanzen. In Deutschland wird die demografische Entwicklung die Sozialsysteme, über einen langen Horizont von dreissig Jahren betrachtet, in Bedrängnis bringen. Die Ausgaben werden massiv ansteigen.

**Pimco gilt als weltweit grösster Händler von Staatsanleihen.**

Es gibt sicher Organisationen, die mehr Staatsanleihen halten. Denken Sie nur an die Devisenportfolios der Notenbanken, die grösstenteils aus Staatsanleihen bestehen. Wir sind unter den privaten Kapitalanlagegesellschaften eine der grössten.

**Sie wurden mit der Aussage zitiert, Pimco kaufe keine deutschen Staatsanleihen mehr.**

Wir haben entschieden, weniger deutsche Staatsanleihen zu halten. Das Preis- und Zinsniveau ist schlicht nicht attraktiv. Seit der neuesten EZB-Zinssenkung sind die Zinsen für deutsche Staatsanleihen für Laufzeiten von bis zu drei Jahren negativ. Daher trennen wir uns von weiteren Anleihen. Langfristig trüben die finanziellen Lasten, die auf den deutschen Staat zukommen, das Bild.

**Für den Finanzminister sind Negativzinsen sehr angenehm.**

Das ist ein Ausnahmezustand und wird sich nicht auf Dauer halten.

**Ihr Unternehmen ist eine hundertprozentige Tochtergesellschaft der Allianz, die wiederum eines der wichtigsten und traditionsreichsten deutschen Unternehmen ist. Sollten Sie mit Ihrer Kritik nicht etwas vorsichtiger sein?**

Ja, Pimco ist eine Tochter der Allianz. Wichtig ist aber: Während die Allianz SE eigene offizielle Marktanalysen und -ausblicke vertritt, haben wir als Asset-Manager darüber hinaus die Freiheit, eigene Analysen und Strategien zu entwickeln, die sich wiederum

für unsere Kunden in den Investmentprodukten widerspiegeln

**Sind Staatsanleihen überhaupt noch eine lohnende Anlageklasse?**

Immer weniger. Das allgemein tiefe Zinsniveau und die Bonitätsrisiken trüben das Bild.

**Die Banken werden praktisch gezwungen, Staatsanleihen zu halten, solange die Zentralbanken diese als angeblich risikolose Sicherheiten akzeptieren.**

Ja, die Risikogewichtung hängt mit den Basel-Regeln zusammen, und auch im neuen Regelwerk Basel III wird sich daran nichts ändern. Das ist sicher ein Faktor, warum so viele Banken die Anleihen ihres Staates auf ihren Bilanzen haben. Für den Staat ist das gut, solange die Banken solvent sind. Wenn sie in Schwierigkeiten geraten, reissen sie die öffentlichen Finanzen in den Abgrund. Wir kritisieren, dass in solchen Fällen offenbar nicht die Gläubiger zur Kasse gebeten werden, sondern der Staat die Verluste übernimmt. So werden Gewinne privatisiert und Verluste sozialisiert.

**Sonst würde das Finanzsystem kollabieren.**

Durch dieses Argument wird der Staat von den Grossbanken erpressbar. Wenn dem so ist, dann muss man die Grossbanken verkleinern.

**Die Papiere welcher Länder sind überhaupt noch attraktiv?**

In der Währungsunion gibt es kein Land mehr, dessen Anleihen absolut betrachtet attraktiv sind. Bei den Kernländern ist der Zins zu niedrig, und in den südlichen Nehmerländern sind die öffentlichen Finanzen nicht solide. Wir sehen uns international um, das bedeutet Australien, Brasilien, Mexiko, Südafrika. Wir haben seit einigen Jahren unsere Beteiligungen in Schwellenländern ausgebaut, soweit es möglich ist.

**Welche Probleme stellen sich bei Investments in Schwellenländern?**

Zunächst einmal ist der Markt aufgrund von Angebots- und Nachfragegründen begrenzt. Auf der Nachfrageseite ist festzustellen, dass viele Investoren ihre Strategien nur sehr langsam anpassen. Auf der Angebotsseite sind in vielen Schwellenländern die Märkte relativ klein und können nicht beliebig viel Kapitalzufuhr absorbieren. Teilweise gibt es auch technische Hindernisse. China ist beispielsweise ziemlich geschlossen aufgrund anhaltender Kapitalverkehrskontrollen. Allgemein werden sich auch die Schwellenlän-





«Der Euro ist das schwächste Glied im Weltwährungssystem»: Fondsmanager Bosomworth.

der der globalen Verlangsamung des Wirtschaftswachstums nicht entziehen können. Das heisst, auch dort sind Zinssenkungen zu erwarten.

**Sie sind nicht der einzige Vermögensverwalter, der die Euro-Zone meidet. Findet eine regelrechte Kapitalflucht statt?**

Ja, man muss sich nur die Statistiken der Schweizerischen Nationalbank (SNB) und der nordischen Zentralbanken ansehen, um festzustellen, dass das so ist.

**Ist das keine Überreaktion? Auch anderswo gibt es grosse wirtschaftliche Probleme.**

Wenn man das Weltwährungssystem als Kette ansieht, dann ist der Euro aktuell klar das schwächste Glied. Das kann und wird sich wieder ändern. Aber erst, nachdem Europa seine Währungsunion repariert. Dann werden die Finanzmärkte verstärkt auf andere Probleme ansprechen, etwa auf die Verschuldung in den USA, den Immobilienmarkt in Australien und das schwächere Wachstum in China.

**Sie wurden einmal gefragt, ob Pimco gegen den Euro wette, und haben mit Nein geantwortet.**

Wir sind ein aktiver Portfoliomanager und müssen uns überlegen, wie wir die Gut-

haben unserer Kunden sichern. Das bedeutet: Wenn wir der Meinung sind, dass eine Währung an Wert verlieren wird, dann positionieren wir uns entsprechend. Nennen Sie es Hedging, oder auch Spekulation und Wetten. **Also wetten Sie doch.**

Wir wetten nicht gegen einzelne Länder, Unternehmen und Regierungen. Wir verwalten Fonds.

**Haben Sie auch Kunden aus der Schweiz?**

Die Schweiz ist ein wichtiger Markt für uns, wir sind in Zürich mit einem Büro präsent.

**Was raten Sie Ihren Schweizer Kunden in Bezug auf den Euro?**

Ob die Schweizerische Nationalbank (SNB) die Grenze von Fr. 1.20 pro Euro beibehalten kann, hängt von der künftigen Entwicklung der Euro-Zone ab. Wenn es in absehbarer Zeit keine nachhaltige Lösung gibt, dann ist es durchaus möglich, dass die SNB die Grenze aufgeben muss, denn die Kapitalzuflüsse in die Schweiz werden dann weiter zunehmen.

**Die SNB überlegt sich unkonventionelle Mittel wie Kapitalverkehrskontrollen.**

Das kann zwar den Kapitalzustrom stoppen, hat aber auch problematische Effekte. Die beiden einzigen Rohstoffe der Schweiz sind das Bildungs- und das Bankensystem. Kapi-

talverkehrskontrollen würden Geschäfte im Banksektor tendenziell verkomplizieren.

**Wo liegt der Wechselkurs, wenn die SNB diesen freigeben muss?**

Wir gehen dann von einem Wechselkurs von 1:1 aus.

**Was bedeutet es für Sie, dass die Zinsen bei null liegen?**

Manche Anlageklassen sind nicht mehr attraktiv. Wir sehen zum Beispiel, dass Geldmarktfonds zugemacht werden, weil keine vernünftige Rendite nach Kosten mehr da ist. Längerfristig werden auch die Inhaber von Lebensversicherungen ihr Vermögen umschichten. Durch die Zinssenkungen der Notenbanken haben wir die künftigen Renditen schon heute verpfändet.

**Ist die Euro-Krise vor allem ein Problem für die Vermögenden?**

Nein. Die Effekte im Renten- und Pensionsystem treffen jeden Einzelnen. Ausserdem stellen sich für 502 Millionen Europäer heikle politische Fragen. Wir müssen lernen, mit niedrigen Kapitalerträgen zu rechnen. Das sind gesamtgesellschaftliche Probleme.

Andrew Bosomworth leitet als Managing Director des Münchner Büros von Pimco das Portfoliomanagement in Deutschland.

## Daddys Darling

Von Daniele Muscionico

**A**my Winehouse im April 2007, vor der Kamera für das amerikanische Modemagazin *Neon*: sehr viel Haar, falsch das meiste, sehr wenig Körper, gewichtslos und schmal. Eine Erscheinung in Schwarzweiss, Drama und Talent, die japanische Fotografin Mari Sarai sah richtig: Hier steht die grösste Tragödin des Pop seit der Jahrtausendwende.

Pünktlich zu ihrem ersten Todestag am 23. Juli wird man wieder von ihr reden müssen. Denn einer, der wissen muss, wieso Amy nicht in Ruhe tot sein darf, will uns die Wahrheit erzählen. Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, so wahr uns Mitch Winehouse helfe. Mitch, das ist ein Taxifahrer, ein verhinderter Musiker und: «ihr bester Freund, Vertrauter und Berater, [...] der Fels in der Brandung», sagt er von sich selbst. «Brandung»? Nun ja, dieser Petrus hat ein Buch geschrieben, seine Offenbarung quasi, «Meine Tochter Amy» heisst es, und dass das Leben von Daddys Darling ein wilder Ozean war, das weiss inzwischen die ganze Welt.

Mitch also ist hinausgegangen und legt Zeugnis ab, denn er hatte Besuch erhalten von einer jungen Amsel und von einem Schmetterling. Die Tiere erinnerten ihn an seine Berufung, und die hat drei Buchstaben, und auch wenn sie jetzt tot ist, Vater Mitch muss von ihr reden.

«Meine Tochter Amy», das Ergebnis, ein wahrhaft erstaunliches Buch, ist ein Paradebeispiel postumer Öffentlichkeitsgier, nachgetragener Besorgnis und mangelnder Selbsterkenntnis; vor allem aber ist es der Beweis dafür, dass gut gemeint oft das Gegenteil von gut gemacht ist. Erfolg, Absturz, sprechende Tiere und die Gnade väterlicher Fürsorge. Das moderne Martyrium zwischen zwei Buchdeckeln und die unveröffentlichten Privatbilder aus dem Familienalbum erhellen alles, und alles, was wir nie wissen wollten: wann Amy Winehouse in welcher Klinik war, welcher Arzt sie betreute, wieso die Heroinsucht in Alkoholsucht umschlug, was die böse Presse davon hielt – und, wichtiger, was sich der liebevolle, der leidende Vater bei all dem dachte.

Nicht dass der das Ziel seines schriftstellerischen Debüts verhehlte: «Wir wollen Geld verdienen», sagt er. Und das wird ihm wohl gelingen: Allein 2,4 Millionen Franken an Vorauszahlung erhielt Mitch vor Erscheinen der Winehouse-Sage. Und er rechnet mit dem Doppelten an Gewinn. Wie heisst es so ungefähr bei Petrus, dem Felsen? Nehmen ist seliger denn Geben. Ja!

**Mitch Winehouse:** *Meine Tochter Amy*, Edel-Verlag, Hamburg



*Grösste Tragödin des Pop seit der Jahrtausendwende:* Amy Winehouse (1983–2011).



# Himmlisches Vergnügen

Trotz Wetterkapriolen ist die Schweiz das Land der Freilichtbühnen. Was soll man sich ansehen? Eine Auswahl der grössten und besten Produktionen des Sommers.  
Von Claudia Langenegger

**Ein Hauch Fellini** — «Cyclope» ist Zirkus, Theater Musikspektakel und Artistenshow in einem. Dreizehn Artisten bespielen ein fünfzehn Meter hohes, zauberhaftes Bühnenbild, eine fünfköpfige Band spielt live dazu. Die Macher nennen es ein «poetisch-verrücktes Freilichtspektakel». Schauplatz ist ein verlassener Vergnügungspark, auf dem ein Clown lebt. Vergeblich versucht er, den Verfall des Parks aufzuhalten. Wie von Geisterhand tauchen plötzlich ehemalige Bewohner auf, und es entspinnt sich eine magische Geschichte. Ein Highlight unter den Schweizer Open Airs mit poetischen Bildern, fulminantem Sound, Komik, artistischem Können und einem Hauch Fellini.

Cyclope Expoparc, Biel-Nidau. Bis 15. September.  
www.cyclope2012.ch

**«Titanic» am Thunersee** — Was gibt es Passenderes, als das Drama der «Titanic»-Katastrophe auf einer Bühne im Wasser zu inszenieren? Nach «Dällebach Kari» und Gottlieb-Folklore ist im Berner Oberland wieder Internationalität angesagt. Das Musical ist eine Schweizer Fassung des Broadway-Stücks von 1997. Das berühmteste Schiffsunglück bietet Todesangst und Todesmut, die Dramatik der Klassengesellschaft, fatalen Fortschritts-glauben und Hoffnung auf ein besseres Leben. In Thun setzt man noch einen drauf: Das internationale Topmodel Julia Saner startet auf der Thuner «Titanic» ihre Schauspielkarriere. Die Aufführung vor der umwerfenden Kulisse der Berner Oberländer Bergwelt ist ein Erlebnis. So oder so.

Titanic – das Musical Seebühne Thun. 10. Juli bis 30. August. www.thunerseespiele.ch

**Beim Barte des Tell** — Zum einen feiert Inter-laken das 100-jährige Bestehen der Tellspiele. Zum andern wird unser Nationalheld immer besser. Er kann längst viel mehr als nur millimetergenau mit der Armbrust zielen, grossmächtige Unterdrücker verjagen und uns mit seinem Unabhängigkeitswillen beflügeln. Er kann nun auch singen! Auf der See-bühne in Walenstadt ist «Tell» als Musical zu sehen. Seicht wird die urschweizerische Ange-



Mythos der Freiheit: Seebühne in Walenstadt SG.

legenheit trotz des leichtfüssigen Genres nicht: Ewige Werte wie Treue, Mut, Gerechtigkeit und der Mythos der Freiheit gehören zu wichtigen Botschaften des Stücks. Auch im Publikum ist Männlichkeit gefragt: Männer, die sich seit zwei Wochen nicht rasiert haben und es weitere zwei Wochen bis zur Premiere nicht tun, erhalten zwei Premiertickets geschenkt.

Tell – das Musical Walensee-Bühne, Walenstadt SG. 18. Juli bis 25. August. www.walenseebuehne.ch

Tellspiele Matten bei Interlaken, Kleiner Rugen. 23. Juni bis 7. September. www.tellspiele.ch

**Mit dem Ballon über die Alpen** — Seit zwei Jahrzehnten werden inmitten der Häuser des Ballenberg-Museums jeden Sommer Freilichttheater inszeniert. Diese Saison ist es eine Komödie der Berner Schauspielerin Dagny Gioulami, die von den Träumen einstiger Luftfahrtpioniere erzählt: Hauptperson in «Der Pfarrer und der Kapitän» ist der Ballonfahrer Kapitän Kasparo, der mit dem Ballon die Alpen überqueren will und sich mit einer illustren Entourage im Gasthof eines kleinen Dorfes einquartiert. Der Dorfpfarrer will dies verhindern und stiftet Intrigen an, die bunte Geschichte nimmt ihren chaotischen Lauf. Das

Stück erzählt vom unbedingten Glauben an den Fortschritt und vom Traum von Freiheit.

Der Pfarrer und der Kapitän Freilichtmuseum Ballenberg, Hofstetten bei Brienz. 11. Juli bis 25. August.  
www.landschaftstheater-ballenberg.ch

**Lustig ist das Bauernleben** — Die Bauernfamilie Holzer ist am Ende: Die letzte Kuh ist versteigert, weit und breit sind keine Einkünfte in Sicht. Um ihren Hof zu retten, nehmen die Holzers an einer Castingshow teil, gewinnen und inszenieren sich von da an als idyllische Bergbauern, die in einer heilen Welt leben. Sie spielen die Folklore perfekt, die Touristen rennen herbei, die Haushaltskasse füllt sich. Die neuen Probleme kommen aber ebenso schnell. Regisseurin Livia Anne Richard adaptierte die Komödie von Markus Köbeli von 1989 für die Gurten-Bühne und würzte sie mit einer saftigen Prise Aktualität und dem satirischen Blick auf unseren Alltag voller Facebook, Smartphones und Reality-Shows.

Holzers Peepshow Gurten, Bern. Bis 25. August.  
www.theatergurten.ch

**Künstler im Wald** — Erstaunlich, welch Spektakel ein 700-Seelen-Dorf auf die Beine stellt. Der Dorfchor «La voix des campagnes» von Thierrens inszeniert mit «Tinguely2012» ein



Stück, in dem insgesamt 150 Sänger, 33 Schauspielers, elf Musiker und zehn Tänzer mitwirken. Nebst den Leuten aus dem Dorf machen etliche Künstler aus der ganzen Romandie mit. Der Ort ist einmalig: Die Bühne steht mitten im «Räuberwald» – hier wird mit Theater, Musik und Gesang das Leben und Schaffen Jean Tinguelys erzählt.

**Tinguely 2012** Theater-Kunst-Musik-Spektakel im Wald, Thierrens VD. 13. bis 31. Juli. [www.tinguely2012.ch](http://www.tinguely2012.ch)

**Heiterer Goldoni am Bischofssitz** — Seit über dreissig Jahren wird die Churer Altstadt fast jeden Sommer mit einem Schauspiel belebt. Theaterverrückte Anwohner, denen das Theaterleben am Herzen lag, gründeten 1981 den Verein Freilichtspiele Chur, nannten sich kurz und bündig Frech und sorgen in ihrer Stadt für Freilichtkultur und gute Sommerunterhaltung. Diese Saison inszenieren sie Carlo Goldonis Komödie «Der Diener zweier Herren». Das Ensemble besteht wie jedes Jahr aus professionellen Schauspielern und Laiendarstellern. Ganz wichtig: Das Stück wurde ins *Khuurertütsch* übersetzt. Die Pflege des Dialekts liegt den Graubündnern am Herzen.

**Diener zweier Herren** Hof Chur (Bischöflicher Hof über der Altstadt). 16. August bis 8. September. [www.freilichtspiele-chur.ch](http://www.freilichtspiele-chur.ch)

**Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg** — Das Freilufttheater in Triengen bei Sursee lenkt den Blick auf ein unbekanntes und ganz ungewöhnliches Stück Schweizer Geschichte. Im Zweiten Weltkrieg wurden 1940 in diesem Luzerner Dorf 500 französische Soldaten, die vor den deutschen Truppen geflüchtet waren, vier Monate lang interniert. Zum ersten Mal in ihrem Leben sahen die Dorfbewohner mit eigenen Augen dunkelhäutige Nordafrikaner. Die Algerier mit ihren exotischen Uniformen waren eine Attraktion. Die Behörden verboten jegliche Kontaktaufnahme, doch die Bevölkerung focht sich darum. Das Theaterstück «Couscous und Röschi» entführt die Zuschauer zurück in jene Zeit und erzählt die fiktive Geschichte eines Dorfmädchens, das sich in einen dieser geheimnisvollen Fremden verliebt.

**Couscous und Röschi** Freilichttheater, Triengen LU. Bis 20. Juli. [www.theater-triengen.ch](http://www.theater-triengen.ch)

**Das Amphitheater lebt** — Damals, zur Römerzeit, als Avenches noch Aventicum hiess, kämpften im Amphitheater Tiere und Gladiatoren. Heute geht es im Waadtländer Städtchen weitaus friedlicher zu und her. Drama und Leidenschaft sind jedoch nach wie vor angesagt, besonders während des Opernfestivals. Diese Saison wird «La Bohème» von Giacomo Puccini gezeigt, die von jungen Künstlern im Paris des ausgehenden 19. Jahrhunderts handelt und ihrem Kampf um Liebe, Überleben und Künstlerglück. Das Werk gehört zu den fünf meistgespielten Opern der Welt. Doch selten ist es so schön anzusehen und anzuhören wie hier. Die Akustik ist einmalig. Ein Erlebnis – gerade auch für Nicht-Opernfans. Und für Opern-Neulinge möglicherweise Initialzündung.

**La Bohème** Oper von Giacomo Puccini in Avenches VD. 5. bis 17. Juli. [www.avenchesopera.ch](http://www.avenchesopera.ch)

**Rossini im Schloss** — Alle drei Jahre verwandelt sich das Schloss Hallwyl in eine Sommerbühne und Opernkulisse. Nach den Werken von Smetana, Bizet und Mozart steht in dieser Saison ein Klassikknüller auf dem Programm: der «Barbiere di Siviglia» von Gioachino Rossini. Das Werk scheint sich zu einem Publikumsmagneten zu entwickeln – ein grosser Teil der Tickets ist weg. Der Verein Oper Schloss Hallwyl setzt sich zudem in diesem geschichtsträchtigen, lauschigen Ambiente für den Nachwuchs ein. Neben arrivierten Sängern und Sängerinnen stehen im Wasserschloss Hallwyl immer auch junge Künstler, die am Anfang einer internationalen Karriere stehen, auf der Bühne. Die Aufführung ist italienisch (mit deutscher Untertitelung), und es spielt das Aargauer Symphonie-Orchester.

**Il Barbiere di Siviglia** Oper von Gioachino Rossini im Schloss Hallwyl AG. 27. Juli bis 25. August. [www.operschlosshallwyl.ch](http://www.operschlosshallwyl.ch)

## Jazz

# Raum und Zeit: Die Kunst des Trios

Von Peter Rüedi

Das Piano-Trio ist erfunden. Es ist eines der klassischen Formate des Jazz. Es steht für Normalität, für das tägliche Brot sozusagen. Wie sehr sich die Beteiligten auf der Suche nach Originalität verrenken mögen, sie landen früher oder später immer im Gravitationsfeld der Standards, womit nicht nur das Repertoire des «Great American Songbook» gemeint ist, sondern die ganze Geschichte des modernen Jazzpianos (plus Rhythm): von Bud Powell, Hampton Hawes, Phineas Newborn, Oscar Peterson, Bill Evans bis Keith Jarrett – *you name them*.

Allerdings gilt auch: Sowenig «Zürich gebaut ist», wie es einmal hiess, so wenig ist im klassischen Trio-Format alles gesagt. Seine Möglichkeiten sind nach oben offen. Zurzeit, scheint mir, gibt es nirgends in der Szene eine solche Fülle von exzellenten Trios, die aus der alten Formel neue Funken schlagen, wie in der Schweiz. Colin Vallon, Christoph Stiefel, Stefan Rusconi, Hans Feigenwinter, Marc Perrenoud, Vera Kappeler sind nur ein paar von ihnen, die, *in and out*, die überkommene Piano-Bass-Schlagzeug-Konstellation weiter ausloten. Und der neapolitanische Wahlzürcher Alessandro d'Episcopo. 1959 geboren, spielt er seit vielen Jahren mit Elmar Frey an den Drums und Hämi Hämmerli am Bass. Er folgt der eher orthodoxen Tradition des Piano-Trios, was heisst: Er schlägt nicht auf Teufel komm raus das Rad, will nicht ums Verrecken anders sein als alle andern (und ist es vielleicht gerade deshalb). Seine jüngste CD, wie die Vorgänger auf dem kleinen Label Altrisuoni erschienen, heisst «Solare». Sie enthält einen Mix aus italienischen Stücken (u. a. Fabrizio De Andrés «Amore che vieni, amore che vai»), drei interessante Eigenkompositionen, vier Standards, darunter die Gänsehaut-Ballade «Again» von Lionel Newman. Zugegeben: Die ist sehr dem «Standards»-Trio von Keith Jarrett nachempfunden. Aber das muss einer (müssen drei) erst einmal hinkriegen.

D'Episcopo hat eine grosse Bandbreite, eine knackige Technik und, zusammen mit seinen Partnern, ein tolles Gefühl für Raum und Zeit. Für das Wesentliche also. Schöne, bewohnbare Musik.



**Alessandro d'Episcopo Trio**  
(Hämi Hämmerli, Elmar Frey):  
Solare. Altrisuoni 310

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Moonrise Kingdom	★★★★★
	Regie: Wes Anderson	
2	Men in Black 3	★★★★☆
	Regie: Barry Sonnenfeld	
3	The Amazing Spider-Man	★★★☆☆
	Regie: Marc Webb	
4	Ice Age 4	★★★☆☆
	Regie: S. Martino / M. Thurmeier	
5	Snow White and the Huntsman	★★★☆☆
	Regie: Rupert Sanders	
6	A Few Best Men	★★★☆☆
	Regie: Stephan Elliott	
7	Dark Shadows	★★★☆☆
	Regie: Tim Burton	
8	The Dictator	★★★☆☆
	Regie: Larry Charles	
9	21 Jump Street	★★☆☆☆
	Regie: Phil Lord / Chris Miller	
10	Cosmopolis	★★☆☆☆
	Regie: David Cronenberg	

### Kinozuschauer

1 (1)	Ice Age 4 (3-D)	88 570
	Regie: Steve Martino	
2 (2)	The Amazing Spider-Man	14 291
	Regie: Marc Webb	
3 (4)	A Few Best Men	4616
	Regie: Stephan Elliott	
4 (-)	Intouchables	3956
	Regie: Olivier Nakache	
5 (7)	Safe	3514
	Regie: Boaz Yakin	
6 (5)	Snow White and the Huntsman	3409
	Regie: Rupert Sanders	
7 (8)	Barbara	3255
	Regie: Christian Petzold	
8 (6)	StreetDance 2 (3-D)	3211
	Regie: Max Giwa	
9 (-)	Hasta la vista	2577
	Regie: Geoffrey Enthoven	
10 (10)	21 Jump Street	2163
	Regie: Phil Lord/Chris Miller	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	John Carter (Walt Disney)
2 (1)	Drive (Ascot Elite)
3 (2)	Safe House (Universal)
4 (4)	Die Reise zur geheimnisvollen Insel (Warner)
5 (3)	Für immer Liebe (Sony)
6 (5)	Man on a Ledge (Ascot Elite)
7 (-)	Die eiserne Lady (Fox)
8 (-)	Best Exotic Marigold Hotel (Fox)
9 (6)	Verblendung (Sony)
10 (-)	Rampart (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Durch Heide und Moor: Catherine (Kaya Scodelario) in «Wuthering Heights».

### Kino

## Statt Rache Stalking

Die jüngste Version von «Wuthering Heights», oft verfilmt, ist ein Wagnis. Dem Klassiker wird sie nur bedingt gerecht.

Von Wolfram Knorr

Weit über ein Dutzend Mal wurde Emily Brontës einziger Roman, «Wuthering Heights» (1847), verfilmt, und eine Ende ist nicht abzusehen – das wilde Drama um Leidenschaft, Eifersucht und Rachsucht vor dem Hintergrund einer rigiden Moral wird immer aufs Neue adaptiert. Was Brontës (1818–1848) Opus so reizvoll macht, ist die darin beschriebene unverblühte Lust der Empörung über eine Welt, die an moralischer Unerbittlichkeit und Strenge zu ersticken drohte. Im Zentrum steht das Findelkind Heathcliff, das von der auf Wuthering Heights lebenden Familie Earnshaw aufgenommen wird. Schon bald entwickelt sich zwischen ihm und der Earnshaw-Tochter Catherine eine tiefe Zuneigung. Als Catherine sich mit dem Besitzer des Nachbarhofs Thrushcross Grange, Edgar Linton, verlobt, sucht Heathcliff verbittert das Weite, ohne zu wissen, dass Catherine ihn noch immer liebt; ihre Eheschließung hatte «vernünftige, soziale» Gründe. Jahre später, Heathcliff ist zu Wohlstand gekommen, übt er grausame Rache.

So weit, so nach melodramatischem Erzählmuster üblich; doch Brontës setzt das Böse als Power-Kraft der Leidenschaft ein, und diese Tatkraft ist von ungewöhnlicher Dringlichkeit. Die Schilderung der Kindheit von Catherine und Heathcliff ist der Grund dafür. Sie ist voll wilder Streifzüge durch Heide und Moor,

ohne Zwang, ohne Konventionen; es ist das freie Spiel der Sinnlichkeit. Aus der wilden Ungeniertheit wird Vorteilsberechnung der Vernunft. Ein Konflikt, den Emily Brontës sprachlich zum Glühen bringt. Um ihn nicht zu überhitzen, lässt sie das Drama kühl von der Wuthering-Heights-Haushälterin einem Besucher erzählen. Gleitet ihre Erzählung ins Geschehen über (wie eine Rückblende), wird daraus, ungebremst, Brontës entfesselte Leidenschaft.

### Der Rächer ist ein Stalker

Nun hat, nach William Wyler, Luis Buñuel, Jacques Rivette und anderen, die Britin Andrea Arnold, die sich mit rigorosem *kitchen sink realism* einen Namen machte («Fish Tank») und nicht mit Träumereien von vergangenen Epochen, zur Vorlage gegriffen. Das Ergebnis ist verblüffend; einerseits setzt sie Brontës Ingrid für das Paar und die Trunkenheit seiner Liebe wirklich kongenial um, andererseits irritiert die Besetzung. Findelkind alleine schien Arnold nicht zu reichen, Heathcliff musste – im Viktorianismus! – auch noch ein Farbiger sein (Solomon Glave). Schon möglich, dass die Regisseurin der Überschwänglichkeit der Jugend den Stempel besonders heftig aufdrücken wollte, schliesslich ist für Brontës die Jugend-Prägung ihrer Helden entscheidend

für den gnadenlosen Racheakt – doch den gibt es dann bei Arnold nicht. Heathcliff wird zu einer Art Stalker.

Der ganzen Produktion gingen heftige Querelen voraus. Ursprünglich war ein Mainstream-Kostümfilm geplant, man wollte mit anderen Regisseuren sowie mit Natalie Portman in der Rolle der Catherine drehen. Andrea Arnold setzte auf ein radikal anderes, fast dokumentarisches Konzept mit wilder Kamera und wenig bekannten Darstellern (Kaya Scodelario als Catherine). So richtig überzeugt das dann aber doch nicht. ★★★☆☆

## Weitere Filmstarts

**Turn Me On, Goddammit** — Im Presseheft heisst es, die Welt sei der 15-jährigen Alma (Helene Bergsholm) «zu eng und zu langweilig». Eng, aber nur in moralischer Hinsicht, ansonsten erscheint Norwegens Provinz grossräumig und prächtig. In einer solch male- rischen Landschaft spielt Jannicke Systad Jacobsens Spielfilmerstling um einen weiblichen Teenie, dessen Hormone verrückt spielen. Sie sehnt sich nach Sex, einem Freund, hat aber nur ein paar schnutige Freundinnen und ansonsten ihre Fantasie, in der sie sich den Sex herbeiträumt. Atmosphärisch sehr stimmig, in der Handlung dann doch ein wenig zu statisch. Jacobsen zeigt die provinzielle Lange- weile fast im Massstab eins zu eins. ★★★☆☆



Sex in der Fantasie: «Turn Me On, Goddammit».

**Escape from Tibet** — «Für die meisten ist der Himalaja ein Tor zu Freiheit», und man weiss sofort, worum's geht: ums Gegenteil. Bergsteigerin Johanna (Hannah Herzsprung) ist auf dem Weg zum «Tor der Freiheit», fällt aber tief und landet im Tor der Unfreiheit. Maria Blumencron hat schon Dokus über die Konflikte in Tibet gedreht und griff sie



Arg holprig: «Escape from Tibet».

für ihr Spielfilmdebüt noch mal auf. Wunderbare Landschaftsaufnahmen und eine beherzte Hauptdarstellerin, aber die Story ist arg holprig. ★★★☆☆

**Le délicatesse** — Audrey Tautou mit ihrer ewigen Amélie-grossäugig-Kleinmädchen-Schnuten-Keckheit kann einem allmählich ein wenig auf den Keks gehen, aber in der Verfilmung von David Foenkinos' Bestseller, der mit seinem Bruder Stéphane auch gleich die Regie übernahm, spielt sie recht amüsant in einer schrägen Lovestory gegen dieses Image an. ★★★☆☆

**The Lorax** — Die Kinderbücher von Dr. Seuss (1904–1991) sind vor allem in den USA ein Hit («The Grinch»), sind aber nicht jedermanns Sache. Eine Spur zu Sacharin- süss und bunt ist auch dieser 3-D-Animationsspass. In den USA legte der Film einen Superstart hin, hier werden die Kinder ihn sicher auch mögen. ★★★☆☆

## Fragen Sie Knorr

50 Jahre 007 – in London kommt James Bond zu Ausstellungsehren. Bond museumswürdig? Ist das nicht übertrieben? K. S., Basel



Nein, warum denn? Ich war (noch) nicht in der Ausstellung und kann nicht über sie urteilen, aber eines ist nun mal nicht zu leugnen: Bond und seine Filme haben eine Epoche geprägt. In seiner Figur, den Frauen, den Orten, der Mode und im Verhalten bündelt sich, ziemlich authentisch, ein Zeitgeist.

Kämen Ausserirdische irgendwann auf eine dannzumal entvölkerte Erde und fänden tausend politische Schriften und Bond-Filme vor, wären die politischen Schriften kaum hilfreich für Rückschlüsse auf das Leben, Bond-Filme aber sicher. Und ausserdem: Waren Rembrandt und Co. jemals tiefer in die schattigen Schluchten des Bewusstseins vorgedrungen als solche Zelluloid-Heroen?

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Glencore im Glanz der Abwesenheit

Von Florian Schwab

Nachdem sich der «Club» des Schweizer Fernsehens in letzter Zeit häufig psychologisierenden Gesellschaftsthemen wie etwa «Das Dritte Geschlecht» über Menschen «zwischen Mann und Frau» gewidmet hatte, war vor zehn Tagen wieder einmal ein hartes Thema dran: «Rohstoff birgt Zündstoff» über Schweizer Rohstofffirmen.

Für die Branche ergriffen der Tessiner Handelskammer-Vertreter Roberto Grassi und der Zuger Rohstoff-Trader Martin Fasser Partei. Mit kahlrasiertem Kopf und im schwarzen Anzug tat er dem Schweizer Fernsehen den Gefallen, genau so auszu- sehen, wie es von einem Finanzspekulan- ten erwartet wird. FDP-Nationalrat Ruedi Noser, auch er ein Unterstützer, nahm sich von Beginn weg mit der kreuzfalschen Feststellung aus dem Rennen, Glencore baue selber keine Metalle ab.

Als Kritiker der Branche dienten der Zuger Politiker Jo Lang (Grüne) sowie Andreas Missbach von der Erklärung von Bern (EvB). Letztgenannter war in Schwarz erschienen und entsprach mit seinem lan- gen Pferdeschwanz und dem etwas miss- mutigen Auftritt dem Bild des Globali- sierungsgegnern ideal.

Hat der «Club» die Feuerprobe des harten Wirtschaftsthemas bestanden? Hat er nicht. Das lag aber nicht in erster Linie an den Anwesenden, sondern an den Ab- wesenden.

Freiwillig auf die Teilnahme verzichtet hatten die beiden wichtigsten Firmen der Branche: Glencore und Xstrata. Ihnen war bewusst, dass sie in der moralisch aufgeladenen Diskussion des Schweizer Fernsehens nur verlieren konnten, ganz unabhän- gig vom zweifelhaften Wahrheitsgehalt der EvB-Vorwürfe. Es ist eben schwer, vor den SF-Kameras zu beweisen, dass man keinen peruanischen Minen-Gewerkschafter auf dem Gewissen hat, auch wenn die EvB das im Brustton der Überzeugung behauptet.

Moderatorin Mona Vetsch hielt wieder- holt das Rohstoff-Buch der EvB in die Ka- mera und bot EvB-Mann Missbach viel Gelegenheit, seine nicht näher belegbaren Vorwürfe zu präsentieren. So geriet die De- batte zu einem reinen Schattenboxen.

Club: Dienstag, 22.20 Uhr, SF 1

# Die Grimaldis und der Zirkus

Neues von der Familie Knie. Das Festival da Jazz veredelt den St. Moritzer Sommer. Von Hildegard Schwaninger



Enge Bande mit den Knies: Prinzessin Stéphanie am Circus-Festival von Monte Carlo im Januar.

**P**rinzessin Stéphanie von Monaco kommt am Sonntag nach Luzern. Die Familie Knie verbindet seit Jahrzehnten eine Freundschaft mit der Fürstenfamilie von Monaco. Die Grimaldis und die Knies, das sind enge Verbindungen. Fürst Rainier III. war ein guter Freund von Fredy Knie sen., Fredy Knie jun. tritt mit seinen Pferden regelmässig am Circus-Festival von Monte Carlo auf, und für Boulevardzeitungen war die Liebesaffäre von Prinzessin Stéphanie mit Franco Knie ein heisses Thema. Die Prinzessin reiste mit ihren Kindern eine Saison lang im Zirkuswagen auf der Tournee mit. Jetzt wird Prinzessin Stéphanie von Monaco Taufpatin von Chanel Marie, der Tochter von Géraldine Knie und ihrem Mann, Maycol Errani. Das jüngste Mitglied der Familie Knie wird am kommenden Sonntag in Luzern getauft.

**E**r mag ein Hansdampf in allen Gassen sein, aber für einen solchen bringt er doch Erstaunliches zustande. Christian Jott Jenny singt Schubert-Lieder in der Kirche, unter dem Künstlernamen Leo Wundergut kann man ihn als Alleinunterhalter mieten, er tritt mit den Swiss Tenors auf, und in seiner Firma Amt für Ideen lässt er seiner Kreativität freien Lauf. Das ungefähr sind seine Jobs, mit denen er sich das Jahr hindurch die Zeit vertreibt und seinen Lebensunterhalt verdient.

Im Sommer aber ist er Intendant. Und als solcher einer der wichtigsten Leute in St. Moritz. Die Engadiner haben dem umtriebigen Zürcher das Festival da Jazz zu verdanken, das jetzt zum fünften Mal stattfindet und den Sommertourismus belebt. St. Moritz ist, ob Sommer oder Winter, «Top of the World». Doch während sich im Winter die Hotels fast automatisch füllen, muss man im Sommer aktiv werden. Wandern ist nicht abendfüllend. So gibt es ein St. Moritzer Opernfestival, das British Classic Car Meeting, Ende August das



Hansdampf in St. Moritz: Intendant Jenny.

Art Masters (da heisst der Initiator Monty Shadow und der Hauptsponsor Cartier).

Und eben das Festival da Jazz im «Dracula Club». Hier ist das «Kulm»-Hotel Hauptspon-

sor. Hoteldirektor Dominique Godat beherbergt VIP-Gäste und Musiker. Das sind oft junge Künstler, die noch nie ein Luxushotel von innen gesehen haben. So gewinnt Jenny die besten Künstler der Jazzwelt für das noch junge Festival im Engadin. Der «Dracula Club», im Winter Party-Blockhütte der Happy Few, war im Sommer geschlossen, bis Christian Jott Jenny mit seiner Festival-Idee kam. Rolf Sachs, Chef des «Dracula Club», war von Anfang an begeistert und unterstützte ihn mit ganzer Kraft. Rolf Sachs kam mit seiner Frau, der Buchautorin Maryam Sachs, zur Opening Night, er wird sich heuer erstmals am Art Masters St. Moritz als Designer präsentieren.

Die Crème der Engadiner Tourismusbranche erschien beim Festival da Jazz. Dominique Godat: «Das Festival da Jazz bringt uns etwa 20 Prozent mehr Gäste.» Bisher vor allem Schweizer. Das soll sich bald ändern: Jenny hat einen Mann aus Berlin engagiert, der sich dort um das Marketing kümmert. Chinesen sieht man übrigens auch in St. Moritz, laut Tourismus-Engadin-Chefin Ariane Ehrat machen sie bereits 2 Prozent der Engadin-Gäste aus.

Am Jazz-Opening-Konzert der isländischen Band Mezzoforte zeigten sich: Hans Amacker, CEO der Rhätischen Bahn (Glacier-Express, Bernina-Express). Er arbeitet zurzeit an der Aufrüstung des Bahnhofs St. Moritz. Die eher verschlafen wirkende staziun soll für die Skiweltmeisterschaften 2017 mit neuer Infra-



Mit voller Kraft: «Dracula Club»-Chef Sachs.

struktur samt Lounge wettbewerbsfähig gemacht werden. Felix Schlatter, der Chef des Hotels «Laudinella», das als Geheimtipp gilt, weil man dort mehr für sein Geld bekommt als anderswo (auch Shawne Fielding steigt dort ab, wenn sie ihre Rechnung selber bezahlen muss). Rupert Simoner, General Manager des «Kempinski Grand Hotel des Bains» in St. Moritz, Verleger (AZ Medien) und Jazzfreund Peter Wanner, die Musiker Pepe Lienhard und Dani Felber, «Tagesschau»-Moderator Urs Gredig, Komiker Claudio Zuccolini.

Das Festival da Jazz dauert bis am 12. August.

## Im Internet

www.schwaningerpost.com





## Meine Erscheinung

Unser Kolumnist besucht Veranstaltungen, an denen Weltstars auftreten sollten. Und bringt *groundbreaking news* mit. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Zürich, ich hatte eine Einladung für einen Anlass der Credit Suisse. Da geht man hin als MvH (man ist bekannt mit Präsident Urs Rohner sowie Veranstaltungs-Mitorganisatorin Lucia Tallo). Auf der Einladung, in der nicht genau stand, worum es geht, gab es ein Bild von Roger Federer. Man konnte also davon ausgehen, *the man* werde auftreten (die CS zahlt seit Jahren, «to keep the show on the road», wie in Reklamen steht). Ferner interessierte mich der Ort, an dem der Anlass stattfand – Ganz Yachting, «die Werft in Zürich» (Eigenwerbung, das Bootsmodell «Ovation 6.8» gefällt mir).

Es gab ziemlich viele Gäste von Medienunternehmen sowie einige andere, die einen halbfetten Namen haben (Dave Dollé, mit dem ich einmal Suppe schöpfte auf dem Paradeplatz für einen wohltätigen Zweck, oder Nadine Strittmatter, eine meiner Mitarbeiterinnen bei den *Weltwoche*-«Stil»-Ausgaben). Als mir Stefan Regez begegnete, war ich recht sicher, dass Roger (wir duzen uns, seit ich ihn vor Jahren einmal befragt hatte) erscheinen werde – wäre der Chef der *Schweizer Illustrierten* sonst nach Zürich Tiefenbrunnen gefahren an einem Dienstagabend mit Regen? (Zudem waren ein Mann mit Kamera und eine Journalistin von «Glanz & Gloria» anwesend, was gut oder wichtig aussieht, aber noch nicht viel aussagt, weil sie beim SF so viele Leute haben, dass fast an jede Veranstaltung welche hingeschickt werden – *the proof of the pudding* sozusagen ist, wenn der Beitrag ausgestrahlt wird.) Federer erschien dann, in einem gewissen Sinn: Ein Foto von ihm war auf dem

Cover von *Bulletin Spezial*, einer Zeitschrift, die von Credit Suisse herausgegeben wird («ältestes Bankmagazin der Welt») und deren neuste Ausgabe vorgestellt wurde.

Enthüllung: MvH hat nichts mit der Zeitschrift zu tun (ausser dass die beiden für das Konzept Verantwortlichen, Michael Kroboth sowie Simon Brunner, früher für die *Weltwoche* arbeiteten und die Spalte Ihres Kolumnisten bearbeiteten). Wie man es auch sagen kann: Die Bank (beziehungsweise der Event der Bank) hat eine Maus geboren. Der Beitrag, den die «Glanz & Gloria»-Leute herstellten, nebenbei, wurde gesendet (und ich meinte, ich sei gut darin, auf Magazine, die ich leite, wirkungsvoll aufmerksam zu machen).

Wenn wir es davon haben: Ebenfalls vergangene Woche fand im Restaurant «Tao's» («dem Garten Zürichs», MvH) die sogenannte *Weltwoche*-«Sommerlounge» statt (es handelt sich dabei um einen Anlass für Anzeigenkunden dieser Zeitschrift sowie Mitarbeiter von Mediaagenturen). In den Räumen des «Icon», des Nachtclubs, der zum «Tao's» gehört, war eine Vergrößerung des Titelbilds der aktuellen Ausgabe (mit Foto von Tom Cruise) an der Wand befestigt worden – würde er möglicherweise den Anlass besuchen?

Zu den *groundbreaking news*: Roger Köppel, der Verleger, dankte für die Zusammenarbeit in der Vergangenheit (sowie in der Zukunft, hoffentlich). Sandro Rüeeggler, der Geschäftsführer, stellte eine Aufgabe – «Wie oft kamen im laufenden Jahr die Abkürzungen SP respektive SVP in *Weltwoche*-Ausgaben vor?» (Die genauen Zahlen habe ich vergessen, sie waren recht hoch; SVP, nur zum Sagen, kam ein wenig mehr vor.) Der Gast, der mit seiner Schätzung am nächsten lag, gewann einen Fernseher von Samsung (offeriert von Digitec, einem Kunden). *Weltwoche*-Mitarbeiter durften nicht mitspielen, man sei nicht die Schweizerische Nationalbank, sagte Köppel.

Bevor ich es vergesse: Danach informierte Mark van Huisseling, Redaktionsleiter *Weltwoche*-«Stil»-Ausgaben, deren Anzeigenkunden ebenfalls eingeladen worden waren, dass diese Zeitschrift ab der nächsten Ausgabe, die im September erscheint, *WW-Magazin* heisst. (*Now, that's entertainment*, nicht wahr?) Gäste plus Vertreter der *Weltwoche* (nicht abschliessende, nicht repräsentative Auswahl): Marlène Oberteufer, Postfinance. Marcela Palek, Fogal. Senka Stütz, Strellson/Windsor. Thomas Morf, Hanhart. Oliver Peter, BMW. Stefan Haensel, IMG. Volker Herre, Hugo Boss. Christine Lesnik, Verkaufsleitung *WW-Magazin*. Tom Cruise, übrigens, kam nicht (in der *Weltwoche* Nr. 28/12 war aber ein langer Artikel über ihn).

Die schlechte Nachricht aus Zürich (wichtig auch anderswo): «Ice Age 4» («Voll verschoben») muss man nicht sehen. Die neuste Folge der Computeranimations-Filmreihe ist nur noch Form, Inhalt gibt es keinen mehr.

## Gesellschaft

# Heimliche Liebe

Von Beatrice Schlag — Die Vorzüge einer Beziehung zu einem verheirateten Mann.

Es passiert den meisten Frauen irgendwann im Leben: Sie werden die Geliebte eines verheirateten Mannes, die unendlich begehrte Frau, mit der leider das offizielle Zusammensein gegenwärtig nicht



möglich ist. Weil seine Ehefrau schwanger oder mitten im Abschluss-Examen ist, oder weil sie mit der Pflege ihrer kranken Mutter dermassen unter Druck ist, dass man ihr eine Trennung jetzt gerade nicht zumuten kann.

Die heimliche Geliebte zu sein, das galt immer als die elendeste Rolle, die einer Frau zufallen konnte. Heimliche Treffen im Hotel, Essen in Restaurants, bei denen sich der Mann umsieht wie ein Gejagter. Und dann das demütigende Aufwachen nach einer glücklichen Nacht, wenn er bereits angezogen und mit dem Kopf schon wieder ganz woanders ist. Ein Mann zwischen zwei Honigtöpfen, und du hast keine Ahnung, ob du wirklich eine Chance hast, der bevorzugte zu werden.

Frauenmagazine raten zur Drei-Monats-Regel: Wenn er nach neunzig Tagen heimlichen Glücks immer noch zögert, hat er keine ernsthaften Absichten, seine Frau zu verlassen. Ich weiss nicht, ob die drei Monate auf Untersuchungen oder auf den Erfahrungen leidgeprüfter Redaktorinnen beruhen. Aber mir begegnen immer häufiger Frauen, die schon viel länger ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann haben – und damit ziemlich gut leben. Sie akzeptieren, dass der Mann seine Frau oder Familie nicht verlassen will. Nicht aus Selbstlosigkeit, sondern weil sie sich nach Monaten des Haderns mit dem Dreieck irgendwann eingestanden haben, dass ihnen der Mann als Liebhaber eigentlich genügt.

Sie leben gern allein und ungebunden, nur eben nicht als Single-Frauen ohne wichtigen Mann im Leben. Sie geniessen die aus schlechtem Gewissen geschenkten Liebesgaben und das anhaltende Verlangen, das heimliche Liebe mit sich bringt. Nicht nur und nicht immer. Manchmal heulen sie auch, wenn er absagt, weil die Frau ihn mit Kinokarten für den Abend überrascht hat. Oder wenn er nicht kommen kann, nachdem man sich den Knöchel verstaucht hat. Aber alles in allem würden sie nicht mit der Ehefrau tauschen wollen.

## Zeitgemäss reisen

Von Jürg Zbinden

1 — «2b or not 2b?» Die Frage stellt sich nicht nur im Theater. Die trendbewusste Klientel des Bellevue-Figaros Benjamin Zuber stellt hohe Ansprüche an Pflegeprodukte. Zuber in der Schweiz hergestellte Eigenmarke 2b umfasst das volle Waschprogramm, vom Shampoo (250 ml: Fr. 34.–) über den Conditioner (Fr. 41.–) bis zum Spray (Fr. 36.–). Alle Produkte verwöhnen die Kundschaft mit einem exklusiven Duft, lassen die Frisur sitzen und natürlich wirken. Beste Werbung für ihn macht die gebändigte Eigenmähne. Auszuprobieren – auch in der Reisegrösse zu 50 ml – im Salon 2b am Bellevue. Info: [www.2bforhair.ch](http://www.2bforhair.ch).



1

2 — 2012 lanciert die schweizerisch-deutsche Uhrenmarke Hanhart den Fliegerchronografen «Primus Desert Pilot» mit massivem, gestrahltem Gehäuse und sandfarbenem Zifferblatt und Textilband. Ein verschraubter Saphirglasboden gewährt freien Blick auf das faszinierende Spiel des Uhrwerks und der Schwungmasse. Dafür legt der Wüstenpilot gerne Fr. 5950.– aus. Info: [www.hanhart.com](http://www.hanhart.com).



2

3 — Die Edelstahlschale von Sori Yanagi kostet Fr. 25.– bei Aesop an der Bärengasse. Zu benutzen als Rasierschale. Man kann aber auch Soja und Wasabi darin verquirlen.



3

4 — Das gut besuchte Aesop-Opening an der Zürcher Bärengasse war ein voller Erfolg. Das tägliche Must für den Geschäftsmann besteht in der Rasur. Die *shaving accessories*, handgefertigt auf der Isle of Man, sind ebenso hübsch wie praktisch. Es werden nur Dachshaare von langer und mittlerer Länge verwendet. Der Polyestergriff ist von Hand gedrechselt. Der Reisepinsel (Fr. 120.–) hat ein schützendes Gehäuse, welches gleichzeitig als Griff dient. Der grosse Pinsel (Fr. 330.–) ist ideal für die Verwendung zu Hause. Beide Pinsel eignen sich für die tägliche Rasur und arbeiten gut zusammen mit Aesops «Moroccan Neroli Shaving Serum». Der Pinsel ist das beste Werkzeug, um das Serum leicht aufzuschäumen (in der Hand oder in der Schale). Aesop, Bärengasse 4 (nahe Paradeplatz) in Zürich.



4

5 — Die «Traveller's Collection» von Windsor hat die Eigenschaften, die Reisende schätzen: Die Sachen sind knitterarm, platzsparend, wasserabweisend, pflegeleicht und sitzen perfekt. Der Preis liegt etwa bei Fr. 750.–. Info: [www.windsor.ch](http://www.windsor.ch).



5

# Rachid Ghannouchi

Von *Andreas Thiel* — Manche denken, Thiel halte wenig von Schweizer Politikern. Das ist eine etwas zu enge Sichtweise, denn er hält auch nicht viel von ausländischen Politikern.

**Thiel:** Herr Ghannouchi, Sie sind der Parteivorsitzende der regierenden islamistischen Ennahda in Tunesien und behaupten, diese Partei habe einen moderaten Charakter.

**Ghannouchi:** Ja, wir träumen von einer wunderbaren Verbindung eines moderaten Islams, mit den Errungenschaften der Moderne.

**Thiel:** Die grosse Errungenschaft der Moderne ist die Ersetzung der Religion in der Rechtsprechung durch die Vernunft. Ihnen wird eine Fatwa zugeschrieben, welche es erlaubt, alle israelischen Zivilisten zu töten. An Ihrem Parteikongress wurde soeben beschlossen, dass Gotteslästerung unter Strafe gestellt werden soll, wobei im Islam mit Gotteslästerung ja in erster Linie die Infragestellung Ihres Propheten und des Korans gemeint ist.

**Ghannouchi:** Die Prophetie Mohammeds kann nicht angezweifelt werden!

**Thiel:** Worin besteht denn die Prophetie Mohammeds?

**Ghannouchi:** Durch den Propheten hat Gott gesprochen. Der Koran ist Wort und Gesetz Gottes!

**Thiel:** Na, dann schauen wir doch mal Mohammeds göttliche Gesetze an. Vielleicht Sure 33, 50–53? «O Prophet, wir haben dir für erlaubt erklärt, zu heiraten: deine Gattinnen, denen du ihren

Lohn hast zukommen lassen; das, was deine rechte Hand an Sklavinnen besitzt von dem, was Gott dir als Beute zugeteilt hat; die Töchter deines Onkels und die Töchter deiner Tanten väterlicherseits, die Töchter deines Onkels und die Töchter deiner Tanten mütterlicherseits, welche mit dir ausgewandert sind; auch jede gläubige Frau, wenn sie sich dem Propheten schenkt und falls der Prophet sie heiraten will: Dies ist dir vorbehalten im Unterschied zu den Gläubigen, damit für dich kein Grund zur Bedrängnis bestehe. Und Gott ist voller Vergebung und barmherzig. Du darfst zurückstellen, wen von ihnen du willst, und du darfst bei dir aufnehmen, wen du willst. Und wenn du noch eine von denen haben möchtest, die du abgewiesen hast, dann ist das für dich kein Vergehen. Das bewirkt eher, dass sie frohen Mutes, nicht betrübt und alle mit dem zufrieden sind, was du ihnen zukommen lässt. Gott weiss, was in euren Herzen ist. Gott weiss Bescheid und ist langmütig.» Seien wir ehrlich, da hat nicht Gott gesprochen, da hat nur Mohammed gesprochen.



**Ghannouchi:** Na ja, in diesem einen Fall ...

**Thiel:** Und wenn in diesem einen Fall nicht Gottes Wort im Koran steht, in wie manchem anderen Fall denn auch noch?

**Ghannouchi:** Der Koran kann nicht angezweifelt werden!

**Thiel:** Ich erinnere an die Errungenschaften der Moderne. Oder schliessen Sie deren Hauptteil, die Aufklärung, davon aus? Was darf denn hier nicht angezweifelt werden? Vielleicht Sure 9, 5: «Wenn die heiligen Monate abgelaufen sind, dann tötet die Polytheisten, wo immer ihr sie findet, greift sie, belagert sie und lauert ihnen auf jedem Weg auf?» Oder Sure 4, 89: «Sie möchten gern, ihr würdet ungläubig, wie sie ungläubig sind, so dass ihr ihnen gleich würdet. So nehmt euch niemanden von ihnen zum Freund, bis sie auf dem Weg Gottes auswandern. Wenn sie sich abkehren, dann greift sie und tötet sie, wo immer ihr sie findet, und nehmt euch niemanden von ihnen zum Freund oder Helfer?»

**Ghannouchi:** Das hat Gott gesagt? Das ist ja noch besser, als ich ...

**Thiel:** Die Scharia mit der Aufklärung zu verbinden, kommt dem Versuch gleich, Verbrechen mit Moral in Einklang zu bringen, was allerdings selbst Deutschland mit seiner Wirtschaftsspionage in

der Schweiz zu tun glaubt.

**Ghannouchi:** Sehen Sie.

**Thiel:** Na ja, der Bundesrat hat angeboten, in der Schweiz Illegales zu legalisieren, wenn dafür in Deutschland Verbotenes verboten wird.

**Ghannouchi:** Das ist doch gut!

**Thiel:** Könnte man denn nicht einfach auch mal den Schwachsinn im Koran für Schwachsinn erklären?

**Ghannouchi:** Bei Allah!

**Thiel:** Sagen Sie mal, Sie kommen doch aus El Hamma. Kennen Sie eigentlich einen Sidi Abdel Assar von El Hama?

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

# Unschuld vom Lande

Von *Peter Rüedi*



Für Sorten eine Lanze zu brechen, die, drastisch gesagt, im Verschiss sind, ist ja nicht ohne Reiz. Der Kämpfer für die Mühseligen und Beladenen kann sich so gleichzeitig als Wohltäter, mehr noch aber als wahrer Kenner beweisen, nach dem Motto: Ihr Modelackel wisst ja gar nicht, welch stille Sensationen ihr am Wegrand liegen lässt, wenn ihr zu den (vermeintlich) subtileren Delikatessen eilt; der wahre Kenner sucht im Meer des Vergessens nach dem einzigartig tollen Lambrusco, Dolcetto, Bardolino, Gamay, Fendant.

Oder Müller-Thurgau, *also known as* Riesling×Silvaner, weil dem Thurgauer Hermann Müller gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts vermeintlich diese Kreuzung gelang. Inzwischen sind die Genetiker am Werk und anderer, aber keineswegs einheitlicher Meinung. Vermuten die einen, der alte Müller habe mit seiner Novität zwei Riesling-Varianten verkuppelt, glauben andere an eine Kreuzung Riesling×Chasselas, die dritten an einen Elternteil Madeleine royale.

Wie auch immer, sicher ist Müller eine inzwischen ebenso verachtete wie erfolgreiche Findung gelungen, früh reifend, ertragreich, nach Meinung selbst des sonst zurückhaltenden «Oxford-Weinlexikons» eine Sorte, die «dem deutschen Weinbau Unheil gebracht» habe.

Das Dilemma der Sorte ist, dass sie, je bessere Bedingungen sie hat, umso banalere Weine ergibt. Auf zu fetten Böden an zu sonnigen Hängen zu reif geerntet, entwickelt sie ein Bouquet wie Rasierwasser. In den richtigen Händen und unter mageren Konditionen aber kann daraus ein wunderbar eleganter, frischer, knackiger Wein werden. Was zu beweisen war: etwa durch Michael Broger, den wagemutig bodenständigen Winzer am Weinfelder Ottenberg. Der hat das Händchen, dem weissen Thurgauer Hauswein alles Nuttige abzuschminken, ja ihn glaubhaft als Unschuld vom Lande zu präsentieren. Reichlich Säure (kein biologischer Abbau!), wunderbar feine, zitronige, birnige Frucht, kurz: die richtige Lektion für Müller-Thurgau-Skeptiker. Eine helle Freude.

**Michael Broger Weinbau, Ottenberg:** Müller-Thurgau 2011. 11%. Ab Hof Fr. 16.–. [www.broger-weinbau.ch](http://www.broger-weinbau.ch)

# Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick

Mehr Recherche

Mehr Vielfalt



Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.  
Telefon: 043 444 57 01, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch,  
oder unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).



Auto

## Motoren für Millionen

Der 3er von BMW gehört zu den Fahrzeugen, die man in der Schweiz leicht unterschätzt. Von David Schnapp

Der BMW 3er ist ein Mittelklassewagen der Firma BMW, mit dem das Unternehmen die höchsten Stückzahlen erreicht. So steht es beim Online-Lexikon Wikipedia, und aus Schweizer Perspektive kann man nicht sofort erkennen, wie viel in der nüchternen Aussage steckt. In Deutschland nämlich ist «der 3er», auch Bayern-König genannt, ein Ereignis, wenn wie 2012 eine neue Baureihe auf den Markt kommt. Die ersten Fotos werden von Boulevardzeitungen gross angekündigt, und der erste Fahrbericht auf *Spiegel* online wurde von den Lesern dutzendfach kommentiert.

### BMW 335i Luxury Line

Leistung: 305 PS, Hubraum: 2979 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis: ab Fr. 61820.–



In der Schweiz nimmt man einen neuen 3er wohlwollend nickend zur Kenntnis. Das Auto wird zwar gut gekauft und kommt in den Statistiken meist in die Top Ten der beliebtesten Fahrzeuge, aber als wirkliches Ereignis kann man einen neuen 3er hierzulande nicht bezeichnen. Der Kollege von der *Bilanz* mutmasste, dass der 3er halt in der Mittelklasse zu Hause sei und die sei nie besonders aufregend. Damit tut man dem 3er etwas Unrecht, was ich spätestens dann erfahre, als ich mit dem BMW dort ankomme, wo jedes deutsche Automobil letztlich hingehört: auf der Autobahn.

### Kleine Gestaltungskritik

Auf meiner Haus-Schnellfahrstrecke von Schaffhausen nach Stuttgart (A 81) wird klar, dass die BMW-Ingenieure halten, was ihre Marketingkollegen versprechen, wenn sie «Freude am Fahren» ankündigen. Das Fahrwerk des 3er ist hervorragend, das Auto liegt auch weit über 200 km/h wunderbar auf der Strasse. Zugegeben, ich hatte Glück; von all den Varianten, in denen der neue 3er angeboten wird, hatte ich die beste erwischt: den 335i mit

dem fast schon legendären Reihen-Sechszylinder-Motor, drei Litern Hubraum und 305 PS oder 400 Nm. Das ist schon ziemlich ordentlich für ein Auto von knapp 1600 Kilogramm.

Was noch vor nicht allzu langer Zeit teuren Baureihen vorbehalten war, gibt es jetzt auch im kompakten BMW: Head-up-Display, ein kleines Arsenal technischer Schutzengel oder ein elektrisches Sonnenschutzrollo an der Heckscheibe. In der Ausstattungsvariante «Luxury» sind ausserdem schöne Ledersitze, Edelholzeinlagen und verchromte Zierleisten inbegriffen. Nicht so schön fand ich den braunen Kunststoff, der den Eindruck zu erwecken suchte, es handle sich bei ihm um Leder.

Etwas Gestaltungskritik ist auch an der Grundform des Autos anzubringen. Der 3er ist zwar wie die meisten BMW-Modelle schön geschnitten, aber auch leicht verwechselbar. Der 5er sieht aus wie ein kleiner 7er, und der 3er sieht aus wie ein kleiner 5er. Diese Design-Strategie leuchtet mir nicht ganz ein.

Gute Nachrichten gibt es von der Verbrauchsanzeige. Trotz der Jagd über die Autobahn bewegt man den Wagen um 8 Liter/100 km, wenn man nach den Temposünden den «Fahrerlebnisschalter» auf «Eco Pro» stellt. Dann dreht der Motor nicht so hoch, und man nimmt das Leben gemächlicher. Trotzdem bleibt das Fazit: Man sollte den 3er-BMW nicht unterschätzen, das ist ein wirklich gutes Auto.

## Kraft der Liebe

Die Sachbearbeiterin Nicole Dill, 43, und der Bauleiter Andreas Hartmann, 43, sind seit zwei Jahren verheiratet. Vor fünf Jahren überlebte sie nur knapp einen Mordanschlag und verlor den Glauben an die Liebe beinahe ganz.

**Nicole:** In jener Nacht vor rund fünf Jahren überfiel mich mein Ex-Partner, von dem ich mich kurz zuvor getrennt hatte, nahm mich als Geisel, folterte mich stundenlang und schoss mich mit einer Armbrust dreimal nieder. Ich überlebte schwer verletzt und wie durch ein Wunder. Obwohl ich mich im Vorfeld bei der Polizei und bei Ärzten über diesen Mann informierte, der sich zunehmend eigenartig benahm, wurden mir wichtige Informationen vorenthalten. Erst nach der Tat erfuhr ich, dass ich mit einem bereits verurteilten, therapieresistenten Mörder zusammen gewesen war. Die Rückkehr ins Leben ist hart und mit Rückschlägen verbunden.

**Andi:** Als wir uns zum ersten Mal trafen, war Nicole fröhlich und positiv. Später erfuhr ich von der tragischen Vergangenheit, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht so lange zurücklag. In den folgenden Monaten lernte ich sie als starken Charakter und als Kämpferin kennen. Nach einem Inline-Skating-Trainingslager auf Mallorca verabschiedeten wir uns am Flughafen Basel voneinander und merkten beide, dass dieser Abschied schmerzte.

**Nicole:** Einerseits merkte ich, dass mein Herz für Andi schlägt, und andererseits hatte ich Angst vor einer Annäherung. Mein Inneres sagte mir aber auch, dass er mich in schweren Zeiten nie enttäuschen werde, dieses Gefühl hat sich zu hundert Prozent bewahrheitet. Er entschädigt mich für alles Schlimme der Vergangenheit. Er gab mir den Glauben zurück, dass die Liebe existiert: eine Liebe, die sich nicht nur in Worten, sondern auch in Taten zeigt. Ich liebe ihn für sein Verständnis und seine Unterstützung, die er mir in so vielen Bereichen entgegenbringt. Heute ist er auch der beste Papi und ein wundervoller Ehemann.

**Andi:** Nicole war bei der Hochzeit hochschwanger. Es war traumhaftes Wetter. Sie stieg in einem schneeweißen Brautkleid aus der Limousine, und wir liefen uns entgegen: wie Aschenbrödel und der Prinz. Die Ziviltrauung wurde von verschiedenen Liebesliedern untermalt: «Die Kraft der Liebe», «Ich werde



«Aschenbrödel und der Prinz»: Ehepaar Hartmann-Dill.

die Kraft an deiner Seite sein». Das Festessen fand im «Schlössli Utenberg» in Luzern statt. Gegen Mitternacht trug ich meine Frau über die Schwelle unserer Wohnung, am nächsten Tag veranstalteten wir für Freunde, Bekannte und Sportkollegen zu Hause ein grosses Fest, das als «Housewarming Party» getarnt war.

**Nicole:** Seither geschah viel: Das Schönste ist die Geburt unseres Sohnes Cyrill. Er ist die Bereicherung unseres Lebens. Zu erleben, wie er sich entwickelt, und erfahren zu dürfen, wie harmonisch ein Familienleben sein kann, ist wunderbar. Mit Cyrill und Andi habe ich mein Lachen wiedergefunden. Gleichzeitig begleitet mich die Angst leider dauerhaft. Die Angst, dass mir, Cyrill oder Andi etwas Schlimmes geschehen könnte. Das Ausmass der Gewalt, die mir widerfuhr, ist nur schwer zu verarbeiten, das Urvertrauen kam mir abhanden. Wenn mich die Vergangenheit unvermutet einholt, was durch winzige Dinge – einen Geruch, eine Stimme, eine zuschlagende Kofferraumtüre –

geschehen kann, muss ich allein sein, werde etwas eigenartig. Auch für Andi ist es eine Herausforderung, nicht etwas Negatives in mir auszulösen: Aber zusammen meistern wir solche Situationen ebenso wie die bleibenden Konsequenzen des Verbrechens auf meine körperliche Gesundheit. Gemeinsam wollen wir mindestens hundert Jahre alt werden.

**Andi:** Ich spüre Nicoles Liebe täglich. Ihre Ehrlichkeit, aber auch ihren Mut bewundere ich. Seit sie ihre Geschichte mit einem Buch öffentlich gemacht hat und sich im Opferschutz ([www.sprungtuch.ch](http://www.sprungtuch.ch)) engagiert, lernen wir viele wundervolle Menschen, aber auch viele tragische Schicksale kennen. Die meisten weiblichen Gewaltopfer wollen oder können sich nicht äussern. Meine Frau gibt ihnen eine Stimme und zeigt auch, dass man wieder glücklich werden kann.

**Sommer-Dokuserie auf SF 1:**  
In der Gewalt des Mörders. 25. Juli, 20.05 Uhr  
Nicole Dill: Leben! Wie ich ermordet wurde. Wörterseh

**Coop ist nachhaltigste  
Detailhändlerin der Welt.**

Coop belegte 2011 den 1. Platz im oekom  
Corporate Rating der Einzelhändler.

# «Weshalb ich die Berge liebe, kann ich schlecht in Worte fassen. Aber umso besser in Milch und Käse.»

Der Bündner Bergkäse von Peter Meisser aus Splügen ist nur eines von vielen auserlesenen und authentischen Produkten aus den Schweizer Bergen. Mit jedem Kauf fließt ein Beitrag an die Coop Patenschaft für Berggebiete. Diese unterstützt die Pflege Schweizer Kulturlandschaften und verbessert die Existenzgrundlage unserer Bergbauern. So können Sie sicher sein, ein echtes Bergprodukt in Ihren Händen zu halten – auch morgen noch.



**Für unsere Berge.  
Für unsere Bauern.**

**coop**

Für mich und dich.